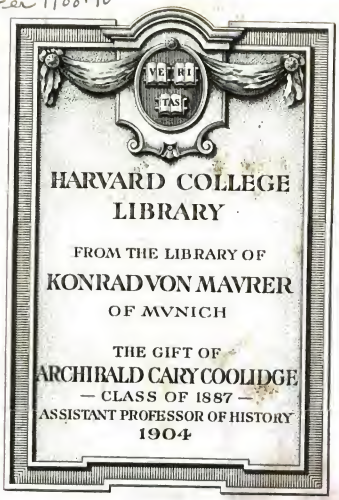
WIDENER LIBRARY
HX 3E5M 8
Ger
9988
40

Ger 9988.40


VE RI
TAS
HARVARD COLLEGE
LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
KONRAD VON MAVRER
OF MVNICH
THE GIFT OF
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
— CLASS OF 1887 —
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY
1904

Ger 9988.40

Die

malerische und romantische

PFALZ.

Von

FRANZ WEISS.

Mit 24 Stahlstichen.

Neustadt an der Haardt.
Verlag von A. H. Gottschick.
1840.

Ger 9988.40

Harvard College Library
Von Maurer Collection
Gift of A. C. Coolidge
Jan. 13, 1904

Verzeichniss

der Stahlstiche nach ihrer Reihenfolge.

	Seite
Trifels	11
Zweibrüken	19
Schloss Kirkel	28
Der Jungfernsprung	35
Berwartstein	40
Madenburg	47
Schloss Hambach	55
Neustadt	56
Haardt und Burg Winzingen	61
Dürkheim	64
Spangenberg und Erphenstein	75
Diemerstein	76
Kloster Limburg	86
Hartenburg	92
Altleiningen	105
Kloster Rosenthal	118
Falkenstein	121
Moschellandsberg	123
Altenbaumberg	125
Ebernburg	129
Remigiusberg	142
Kaiserslautern	145
Landstuhl	151
Speier	154

Da lieget ausgebreitet in stets verjüngter Pracht
Ein weiter Gottesgarten, vom Himmel reich bedacht.
Was nur das Herz ergözet, was nur den Blick erfreut,
Das findest du hier Alles in Fülle ausgestreut.
Ringsum die Berge gürtet der Wälder grüner Kranz,
Und drüber schwebt die Sonne in ihrem hellsten Glanz;
Die lust'gen Rebenhügel, der Aehrenfelder Flur,
Sie zeugen von der Liebe der schaffenden Natur.
Wo findet sich auf Erden so heimlich trauter Ort?
Wo klingt so süss zum Herzen das biedre deutsche Wort?
Wo woget auf den Fluren der Segen ohne Zahl?
Wo ist zu Nutz und Wonne geschmücket Berg und Thal?
Wo fügt sich alles Schöne zum lieblichsten Verein?
Sag' an des Landes Namen! — Das ist die Pfalz am Rhein!

Einleitung.

Sei mir gegrüsst, du Land mit dem milden blauen Himmel, der so freundlich über dir sich wölbt! Zwar bist du nur ein kleiner Fleck der Erde, aber ausgezeichnet vor vielen; von Wenigen nur gekannt, aber werth, gekannt zu sein von Allen. Hat auch die Hand des Schöpfers dir nicht himmelanstrebende Berge geschenkt, deren Schneehäupter dem wärmenden Strale der Sonne trozen, durchfurchen dich auch nicht mächtige Ströme, die mit donnerndem Brausen von Fels zu Fels sich stürzen: so sind dafür sanftere Reize über dich ergossen! Auf deinen Hügeln kocht die Sonne in Ueberfluss der Traube edles Blut, und klare Bäche durchrieseln plätschernd deine Thäler und befruchten deine Gefilde. Wenn der Frühling im bunten Blütenkleide über deine Fluren dahin geht und lächelnd sein Füllhorn ausleert; wenn aus tausend und tausend Blumenkelchen süsser Opferduft gen Himmel steigt; wenn die Amsel im grünen Hage liebend lockt und schlägt: dann darfst du kühn mit um die Palme ringen! Und doch eilen sie an dir vorüber, um fremder Menschen Städte und Länder zu sehen, und werfen kaum einen flüchtigen Blick auf dich. Kennten sie dich, sie verweilten bei dir. Wie du mir erschienst in deinem Glanz, geliebtes Land, so will ich dich schildern. Die Liebe zu dir soll mir die Farben leihen, und mir den Blick schärfen, keine deiner Schönheiten zu übergehen.

Es ist eine uralte Sage, die leise durch die Jahrtausende hindurchklingt — die Forschungen der Wissenschaft erheben sie zur Wahrheit — dass vormals das ganze Rheinthal bis gen Bingen hinab einen ungeheuern See gebildet habe. Wann der gefesselte

Strom seine Befreiung vollbracht, und durch den Felsenwall einen Durchgang sich gebahnt, das liegt in der Nacht der Zeiten begraben. Als aber die Gewässer sich verliefen, da tauchte zu beiden Seiten des Strombettes ein üppiges, mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit geschwängertes Land empor. Welcherlei Menschen Geschlecht es zuerst in Besitz genommen und bebaut, wer vermöchte das zu erkunden? Der Mund der Geschichte bleibt stumm auf solche Fragen, und Träume sind nicht Gewissheit.

Von diesem Lande bildet die *Pfalz*, deren Name, nachdem er lange von der Tafel der Ländernamen gestrichen war, in neuester Zeit wieder erstanden ist, einen, und fürwahr nicht den preislosesten Theil. An den glänzenden Rhein sich anlehnend, dessen Kind sie ist, bietet sie hier dem Auge die weite blühende Ebene, die in sanft anschwellenden rebenreichen Hügeln aufsteigt; dort das mit allen Reizen der Natur geschmückte Haardtgebirg; hier erhebt der Donnersberg kühn sein Haupt in die Wolken, und blickt als Herrscher stolz auf die unter ihm liegenden Gaue herab; dort in Westen reiht sich, beschattet von duftenden Wäldern, Berg an Berg, mit sichtbaren Spuren des gewaltigen Kampfes, der zwischen Feuer und Wasser vor undenklichen Tagen hier stattgefunden; und fruchtbare Hochebenen, lachende Thalgründe, durchströmt von frischen Quellen, mildern das Rauhe und Wilde dieses Gebirges. Und warum sollte ich schweigen von den Schäzen, welche die Pfalz so reichlich für den Verkehr des Lebens spendet? Noch ist die Goldquelle des Rheines nicht versiegt, und manches funkelnde Goldstück spricht stolz: „So glänzen die Ufer des Rheines!“ Und wenn auch die reichen Silberschachte, die in älteren Zeiten befahren wurden, jezt verlassen liegen, so mag doch immer noch mancher Berg edle Silbererze in seinem Innern verschlossen halten, die nur auf den beschwörenden Mund harren, der sie aus der Haft der tückischen Berggeister erlöst. In die Tiefe fährt der Bergmann hinab, und fördert des Quecksilbers räthselhaftes Metall, das unentbehrliche Eisen, die täglich im Werthe steigende Steinkohle, in Menge zu Tage. An nuzbarem Gestein ist Ueberfluss, selbst edlere Steine entdecken sich dem Auge des forschenden Naturfreundes. Und möchtest du noch zweifeln an dem Reichthume des Landes, so blicke hin auf die Menge blühender Städte und Dörfer, bewohnt von zufriedenen Menschen, auf die sorgsam gepflegten Felder, die sich in unab-

sehbaren Fluren dahinziehen, und gerne wirst du gestehen, dass ein gütiger Stern über diesem Lande waltet.

Doch nicht immer und zu jeder Zeit hat die Pfalz ein anziehendes Bild dargeboten. Es gab eine Zeit, wo undurchdringliche Wälder, in denen wildes Gethier hauste, die Berge bedeckten, wo der wilde Auerochs durch das Dickicht brach, und Bären und Wölfe den Wanderer bedrohten. Nur leise, unsichere Kunden sind uns aus jener Zeit über die Bewohner des Landes zugekommen. In raschem Wechsel verdrängte eine Bevölkerung die andere. Als die älteste nennt uns die Geschichte die *Mediomatriker*, einen celtischen Stamm. Sie scheinen, obgleich uns keine Denkmale mehr von ihnen übrig sind, doch schon einen gewissen Grad der Cultur erreicht gehabt zu haben, da sie in bürgerlichem Vereine lebten, und aller Wahrscheinlichkeit nach von ihnen die ersten Städte am Rheine angelegt worden sind. Als nach Ariovist's Niederlage Gallien den Römern unterwürfig geworden war, mussten auch die Mediomatriker und die *Tribokken*, ein deutscher Volksstamm, der sich schon früher mit Gewalt in dem Lande festgesetzt hatte, die Oberherrlichkeit des Siegers anerkennen. Bald darauf setzten die *Nemeter* und *Vangionen*, germanische Völkerschaften, über den Rhein, trieben, ohne dass es die Römer zu hindern suchten, die Mediomatriker über die Vogesen zurück, und nahmen dies- und jenseits das Land in Besitz. Auch sie mussten sich der Herrschaft der Römer unterwerfen, unter denen allmählig die Pfalz zu hoher Blüte gelangte. Als aber zu Anfang der Völkerwanderung Vandalen, Alanen, Sueven und Burgunder verheerend in Gallien einfielen, da flohen die Bewohner der Pfalz vor dem Andrang der wilden Horden, vor denen selbst die Römischen Legionen gewichen waren, und Verwüstung war das Schicksal des Landes. Inzwischen drangen die *Allemannen* über den Rhein, und eigneten sich das verlassene Land zu. Aber kaum hatten sie die zerstörten Städte wieder aufgebaut und sich wohnlich eingerichtet, als der blutdürstige Attila mit seinen Hunnen erschien und ihre junge Schöpfung wieder zerstörte. Zwar kehrten die geflüchteten Bewohner, nach Attila's Abzuge wieder zurück und begannen ihr Werk von Neuem, aber nicht lange dauerte es, dass sie auf immer aus ihren Wohnsitzen verdrängt wurden, und ein neuer Volksstamm ihre Stelle einnahm. Im Jahre 496 wurde das Schicksal der Allemannen entschieden. In der grossen Schlacht

bei Zülpich blieben die *Franken* Sieger, und behaupteten sich für die Folgezeit im Besitze des Landes, das im Jahre 843 ein Theil des deutschen Reiches wurde.

Unter abwechselnden Schicksalen, aber immer eine nicht unbedeutende Rolle in der Reihe der Länder deutschen Namens spielend, erlebte die Pfalz das Jahr 1525, wo der verachtete Bauer, durch Druck und Mishandlungen endlich zur Verzweiflung getrieben, das nicht mehr länger zu ertragende Joch gewaltsam abschüttelte, und in wilder Erbitterung als Würgengel mit Feuer und Schwert umherzog, um die Rechte sich zu ertrotzen, welche ein starrer, verblendeter Sinn ihm versagte. Da schlug aus den stolzen Ritterburgen, welche von ihren Höhen lustig in das Land hinausschauten, die zerstörende Flamme hoch empor, da stürzten in Schutt zusammen die hohen schützenden Mauern, da war Mord, Brand und Plünderung die allgemeine Losung. Und als blutige Gewalt die Aufrührer gebändigt hatte, als durch eiserne Strenge die alte Ordnung wieder hergestellt war, da standen die Schlösser ausgebrannt und verödet, und Tausende von Händen mussten sich regen, um wieder zu erneuern, was zornglühender Wahnwitz vernichtet hatte.

Noch war kein ganzes Jahrhundert verflossen, als der Stolz der englischen Königstochter Elisabethe, welche lieber unter einer Königskrone hungern, als unter einem Kurhute schwelgen zu wollen versicherte, ein fürchterliches Ungewitter über die friedliche Pfalz heraufbeschwor. In einer bösen Stunde hatte Pfalzgraf Friedrich V. sich bewegen lassen, die ihm angebotene böhmische Königskrone anzunehmen. Was der Fürst in seinem unbesonnenen Ehrgeiz verschuldet hatte, das mussten seine unglücklichen Unterthanen büssen. Unbarmherzig schwang der Krieg seine Geissel über das der Rache anheimgefallene Land. Die Menschenwohnungen sanken in Trümmer, und zu den Gräueln des Krieges gesellten sich Hunger und Pest. Wen der Tod nicht ereilte, der floh und suchte Schuz und Sicherheit in der Fremde. Verlassen und verödet war die sonst blühende, menschenreiche Pfalz.

Nur langsam erholte sich nach dem Frieden das ausgesogene und in eine Wüstenei verwandelte Land. Aber das Mass seines Elends war noch nicht gefüllt. Schon in der nächsten Zukunft drohte ihm ein neuer und schrecklicherer Schlag. Ludwig XIV. schickte seine entmenschten Horden, die mit entsetzlichem

Gehorsam die Befehle ihres ländersüchtigen Gebieters vollzogen. Die Felder, die des Landmanns Schweiss gedüngt hatte, wurden nun mit Blut gedüngt, der Brand von Städten und Dörfern röthete ohne Unterlass den Himmel, das Wehgeschrei der Unglücklichen ertönte durch das ganze Land. Auf der Stätte, wo reiche Dörfer gestanden, wucherte nun Unkraut, in Ruinen trauerten die festen Schlösser auf den Bergen, und was jahrelanger Fleiss sorgsam gepflegt und gebaut, das sank in Nichts zusammen vor dem Wüthen der Mordknechte. Aber auch dies in der Geschichte beispiellose Verfahren, zu zerstören, um zu zerstören, war nicht im Stande, seinen Zweck zu erreichen — die Pfalz zur bleibenden Einöde zu machen, und das Wort bewährte sich an ihr:

Wenn man dich gern verderbte,
Dass man es doch nicht kann.

Menschenleer war sie, aber bald kehrten die Flüchtlinge zurück, um mit unverdrossenem Fleisse die niedergebrannten Hütten wieder aufzurichten, und die zerstampften Felder mit dem Pfluge wieder zu lockern. Denn der Mensch ist mit tausend unsichtbaren Fäden an den Boden gefesselt, den er seine Heimat nennt, und wie er selbst am Fusse feuerspeiender Berge, bei täglich drohender Gefahr, seine Wohnstätte nicht ändert, die ihm durch die Erinnerungen an seine froh durchlebte Jugend theuer geworden ist, so hat der Pfälzer, nach allem Ungemach und nach langer Verbannung, gleichsam einem magischen Zuge folgend, allezeit wieder die Heimat aufgesucht, die das Geheimniss aller seiner Sympathien in sich einschliesst.

Wie die Pfalz so oft der Schauplaz blutiger Kämpfe geworden war, so konnte sie auch, vermöge ihrer Lage, dem Schicksale nicht entgehen, schwer heimgesucht zu werden durch den Andrang der französischen Revolution, die wie ein Wetter des Herrn sich über sie ergoss, und alles im Sturme mit sich fortriss. Die Geschichte jener ganzen drangsalvollen Zeit liegt in des Dichters Worten:

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Auch die Pfalz ging aus diesem Sturme als eine neue Geburt hervor. Ward auch einer ihrer schönsten Theile von ihr losgerissen, so ist sie darum doch nicht ärmer geworden, und geblieben ist ihr der Rhein, dieses Heiligthum der deutschen Nation,

dessen Name dem Ohre eines jeden Deutschen, auch dem Ohre dessen, der ihn nie gesehen, süss wie eine Erinnerung aus der Kindheit klingt.

Diese wenigen, ganz allgemeinen geschichtlichen Andeutungen habe ich vorausschicken wollen, um zu zeigen, wie gesegnet das Land sein muss, das, obgleich Jahrhunderte hindurch die Zerstörung es sich zum Tummelplatze ausersehen hatte, doch nicht erschöpft werden konnte; wie emsig und beharrlich dessen Bewohner sein müssen, die, so oft sie auch die Werke ihrer Hände dahinschwinden sahen, doch nicht müde wurden, mit erhöhtem Muthe der Vernichtung ihren Raub zu entreissen. Wenn dort im Morgenlande weite Länderstrecken verlassen liegen, wenn tausendjähriger Sand die einst glanzvollen, nun in Schutt gesunkenen Städte bedeckt, wo üppige Pracht und fröhliches Leben gewaltet hatten, wenn der Fluch des Himmels auf dem einst alle Genüsse des Lebens gewährenden Boden zu lasten scheint, weil der Mensch zaghaft der Macht der Umstände den Sieg über sich einräumte: so hat die so oft verheerte, so oft entvölkerte Pfalz sich stets reicher und blühender erhoben, gleichwie nach einem Gewittersturme die erfrischte und erquickte Natur neue Reize entfaltet. Wer jezt die Pfalz durchwandert, der glaubt in einem grossen Garten zu wandeln, in welchem der Fleiss und die Kunst des Menschen mit der gütigen Natur gewetteifert hat. Das junge Geschlecht hat alles Bittere der Vergangenheit vergessen, und freut sich in Lust der schönern und bessern Gegenwart. Nichts mehr erinnert an die nur von der Mordfackel erhellten Zeiten der Zerstörung, als die Ruinen der zahlreichen Bergschlösser, welche ernst in das allenthalben waltende fröhliche Treiben herabschauen, mahnend an den Tag des Untergangs, der auch den Werken dieses Geschlechtes erscheinen wird, zugleich auch warnend vor roher Gewaltthat, welche diesen Resten der Vorzeit ihre jezige Gestalt verliehen hat. — Wohl war es eine Zeit ungeschwächter Kraft und ritterlichen Muthes, als jene Burgen noch unversehrt der Berge Häupter krönten; viele grosse, ewigen Nachruhms werthe Thaten wurden vollbracht, aber die Frevelthat fand ein gleich grosses Feld für sich eröffnet, und der Mensch als Mensch galt nichts. Darum trauern wir nicht um die dahin geschwundene Zeit. Und doch liebt es die Phantasie, aus der Gegenwart flüchtend, in jene Tage der Vergangenheit sich zurückzuträumen, sie von allem

Rohen und Misfälligen zu entkleiden, und ihr Alles verschönerndes Licht über sie zu ergiessen. Dann erheben sich wieder die stolzen Zinnen, reges Leben herrscht in den weiten Hallen, und die hohen ritterlichen Gestalten schreiten vor dem Blick dahin, gerüstet zum blutigen Kampfe. Der Geist der Sage steigt aus seinem Grabe und umschwebt die Hügel, und erzählt in leis verhallenden Tönen wundersame Geschichten von den Thaten kühner Männer und der Liebe züchtiger Frauen.

Die Pfalz ist bisher nur wenig von solchen besucht worden, welche in der Absicht reisen, um die Natur in ihren Weihestunden zu belauschen, und Geist und Herz durch ihren Anblick zu erquicken. An ihr selber kann die Schuld nicht liegen, denn ein Land, das man seiner Schönheit wegen wohl schon Deutsch-Italien genannt hat, kann sicherlich eine nähere Betrachtung nicht verleiden. Vielmehr scheint jene Vernachlässigung blos daraus zu entspringen, dass der grösste Theil der Reisenden sich nur dahin wendet, wohin der grosse Zug seine Richtung hat. Aber entschliesse dich, Fremdling, diesen zu verlassen, und hierher zu kommen. Du triffst ein biederes, gutes Volk, das dir freundlich und ohne Falsch entgegenkommt, das dir mit heiterer, gutmüthiger Gesprächigkeit die Stunden verkürzt, und durch Gefälligkeit deinen Aufenthalt dir angenehm zu machen sucht. Magst du kommen im Frühling, wo alles Duft und Blüthe ist, und die Erde sich mit ihrem Brautkleide geschmückt hat, oder im Sommer, wo tausendfältiger Segen auf den Feldern wogt, oder im Herbste, wo der muntere Gesang des Winzers die Hügel belebt, und lodernde Feuer die allgemeine Freude verkünden: es wird dich nie gereuen, einige Tage hier verweilt zu haben. Die Erinnerung an das, was du hier gesehen und erlebt, wird dich freundlich überall hin begleiten, und dich nie vergessen lassen die herrliche Pfalz.

In jenen wundervollen, heil'gen Räumen,
Wo ewig frisch die Lebensquellen schäumen,
Und Weltenschaffend Gottes Odem weht,
Da, eh' die Zeit in's Dasein war gerufen,
Entschlummert' einst ein Engel an den Stufen
Des Stralenthrons von Gottes Majestät.

Ein gold'ner Traum entzückte seine Seele;
Ihm war, als ob der Himmel sich vermähle
Mit seiner Erde; lächelnd sank die Braut

An seine Brust in brünstiger Erwarmung,
Und aus der liebeglühenden Umarmung
Erblüht' ein Bild, von Wundern überthaut.

Er schlug die Augen auf und sah hernieder,
Da stand sein Traum in hellen Farben wieder
Vor seinem Blick; er lächelt mild und sinnt.
Sanft an des Rheines Ufer hingegossen
Sieht er die *Pfalz* von Herrlichkeit umflossen,
Des Himmels und der Erde holdes Kind.

Das Annweiler Thal.

Wir beginnen unsere Wanderung mit dem *Annweiler Thale,* das wir von Landau aus besuchen. Die einförmige Landstrasse verlassend, schlagen wir den angenehmen Fussweg ein, der sich längs dem ehemaligen, jezt nur noch in wenigen Spuren sichtbaren Canale hinzieht, welcher von den Franzosen, im J. 1686, zur leichtern und bequemern Herbeischaffung der zur Befestigung Landau's nothwendigen Materialien, von Landau bis nach Albersweiler, angelegt worden war, und der sein Wasser aus der *Queich* erhielt, diesem in der Geschichte des 17. Jahrhunderts so viel genannten Flüsschen, von welchem das ganze Thal durchströmt wird. Bald gelangen wir zu dem reizenden Vordergrunde des Annweiler Thals — in das *Siebeldinger* Thal, wo wir gleich Anfangs zur Rechten auf einer Anhöhe, malerisch unter Bäume versteckt, den *Geilweiler Hof* erblicken, welchen sich zu Anfang des Bauernkriegs die Bauern zu ihrem Sammelplaz auserwählt hatten.

Mild und balsamisch wehet die Luft in diesem zur Ruhe einladenden Thale. Weithin leuchten die Reben im Sonnenschein. Freundliche Dörfer, klappernde Mühlen bringen Leben in das schöne Gemälde. Gern vergisst der Geist hier alles Andere, und überlässt sich ganz dem Anschauen der reichen Natur. Aber bald verschwinden die lachenden Fluren, die Rebengelände, und rauher weht dich die Luft an. Bei Albersweiler, wo schroffe Granitwände in die Höhe starren, beginnt das romantische Annweiler Thal. Ernster wird die Scene. Auf hohen Bergen von zerrissenen Formen ruht das Auge, und nur dürftig ist die Vegetation. Nur wenig ist's, was der Mensch hier der kargen Natur

abgezwungen, sonst überall Wald und kahle Bergrücken. Angenehm überrascht daher der Anblick von Annweiler, bei welchem das enge Thal sich etwas erweitert. Obsthaine und Rebenpflanzungen umkränzen das alte, dunkle Städtchen. Ein Lustgarten scheint hier mitten in die wilde Natur gleichsam hineingezaubert zu sein. So viel vermag beharrlicher Fleiss des Menschen!

Annweiler selbst bietet nichts Sehenswürdiges. Es soll seinen Namen von *Anna* erhalten haben, einer Gemahlin des Kaisers Friedrich des Rothbarts, von der übrigens die Geschichte nichts weiss. Dieselbe soll Annweiler auch mit einer Mauer umgeben und die dortige Pfarrkirche der h. Fortunata zu Ehren erbaut haben. Das jezt bescheidene Landstädtchen ist vormals eine freie Reichsstadt gewesen. Schon Kaiser Friedrich II. hatte ihm, um die Treue, mit welcher die Bürger troz dem gegen ihn ausgesprochenen Banne an ihm festhielten, zu belohnen, städtische Rechte und Freiheiten verliehen, welche von den nachfolgenden Kaisern jedesmal bestätigt wurden. Als einen schwachen Nachhall der Erinnerung an ehemaligen reichsstädtischen Glanz könnte man die Sage ansehen, dass Annweiler einst mit dem eine halbe Stunde weiter westwärts gelegenen Dorfe *Sarnstall* ein Ganzes gebildet habe.

Wenn Annweiler selbst nicht viel Interesse einzuflössen vermag, so thun dies um so mehr die Ruinen der geschichtlich merkwürdigen Burg *Trifels*, welche auf der Spitze des Annweiler gegenüberliegenden hohen Berges in ernster Majestät thronen, und schon beim Eintritt in das Thal die Blicke auf sich ziehen. Ein steiler vielfach gekrümmter Weg führt den Berg hinan. Die reinere Luft, die Waldeseinsamkeit, das Rauschen der Bäume, welches klingt, als erzählten sie sich flüsternd von den Tagen der Vergangenheit, bereiten die Seele auf die feierliche Stimmung vor, welche sich obenihrer bemächtigt. Dort im Westen thut sich eine gleichsam in Stocken gerathene Schöpfung vor dir auf: schroffe, durch enge Thäler zerklüftete Berge, hie und da mit verfallenen Burgen gekrönt, dunkler Wald, und keck in die Höhe springende groteske Felsgestalten, Alles wild und schauerlich; im Osten erscheint ein liebliches, ansprechendes Bild, das die von Schauern erfüllte Seele freundlich von dem dunklen Bann erlöst: das Auge verliert sich in die weite, mit Städten und Dörfern besäete Ebene, und in der Ferne umschlingt der schimmernde Rhein wie ein Silberrahmen das grosse Prachtgemälde.

Nur wenig hat sich von der weitläufigen Burg erhalten. Gleich am Eingange befindet sich ein in Felsen gehauener Brunnen, der, obgleich ein grosser Theil durch hinabgefallenen Schutt ausgefüllt ist, noch immer eine beträchtliche Tiefe hat. Ueber demselben erhebt sich ein ungefähr 24 Fuss hoher viereckiger Thurm. Am besten erhalten ist der jezt noch etwa 80 Fuss hohe, aus grossen Quadersteinen erbaute viereckige Hauptthurm, welcher aus drei Stockwerken besteht, in denen sich einige nur wenig beschädigte Gemächer befinden. Auf zwei steinernen Treppen gelangt man in das erste Stockwerk. Im zweiten befindet sich ein noch wohl erhaltener Saal, welcher, der Sage nach, die mit verschwenderischer Pracht ausgeschmückte Burgcapelle war. Zur Seite des Thurmes zeigen sich vier Oeffnungen, welche den Zweck hatten, dem Burgverliess Licht und Luft zuzuführen. Alles Uebrige ist in einem solchen Zustande des Verfalls, dass es keine Vorstellung mehr von der Gestalt und der Bestimmung der hier gewesenen Gebäude zu gewähren vermag.

Dunkel ruht auf der Zeit der Erbauung des Trifelses. Dass er, wie wohl schon behauptet worden ist, seine Entstehung den Römern zu verdanken habe, ist eine durch nichts unterstüzte Muthmassung. Wahrscheinlicher ist es, dass er zu den Zeiten der fränkisch-salischen Kaiser, welche in dieser Gegend ihre Besitzungen hatten, erbaut worden ist, vielleicht von Conrad II. von welchem bekannt ist, dass er, nach Besiegung seines Gegners, des Herzogs von Lothringen, an der lothringischen Grenze mehrere Burgen anlegen liess. Zur Deckung der Strasse nach Lothringen aber, welche sich unten durch das Thal hinzog, musste der Trifels als der geeignetste Punkt erscheinen. Seinen Namen hat der Trifels unstreitig daher, dass die seitwärts auf zwei verschiedenen Bergspitzen liegenden zwei Burgen, *Anebos* und *Scharfenberg*, ehemals mit ihm in enger Verbindung standen, und er gleichsam eine dreifache Burg bildete. Die Besteigung dieser beiden Burgen, welche überdies sehr beschwerlich ist, möchte sich kaum der Mühe verlohnen, da die Aussicht von dort ungefähr dieselbe ist, wie die vom Trifels. Von Anebos sind nur noch einige kaum bemerkbare Spuren von Mauerwerk vorhanden. Etwas mehr hat sich von Scharfenberg erhalten. Noch erhebt sich dort ein etwa 70 Fuss hoher Thurm, der in der Umgegend unter dem Namen die *Münze* bekannt ist. Den Eingang zu demselben verschliesst

ein grosser Stein. Ein breiter und tiefer Graben, der grösstentheils in Felsen gehauen war, zog sich um die Anhöhe her.

Der unglückliche Heinrich IV. begab sich öfters nach Trifels, und hier fand er Schutz, als der römische Bischof den Bann über ihn ausgesprochen, als die Fürsten Deutschlands sich gegen ihn verschworen, und sein eigener unnatürlicher Sohn die Waffen gegen ihn ergriffen hatte. Von der Zeit Heinrich's V. an diente die Burg als Staatsgefängniss und zur Aufbewahrung der Reichsinsignien. Unter den Gefangenen, welche während der Regierung Heinrich's V. hier in Verwahrung gehalten wurden, verdient besonders Adalbert, Erzbischof von Mainz, genannt zu werden, welcher die Gunst des Kaisers mit Untreue vergolten hatte. Auch der berühmte und tapfere Graf Wiprecht von Groitsch, nachmals Markgraf in Lausiz, welchen der Kaiser als Verbündeten des Pfalzgrafen Siegfried von Orlamünde gefangen genommen hatte, musste drei Jahre auf dem Trifels den Verlust seiner Freiheit beseufzen. — Bei seinem Tode (1125) übergab Heinrich V., welcher die Söhne seiner Schwester, die Hohenstaufen, zu seinen Erben ernannte, die Reichsinsignien seinem Neffen, dem Herzog Friedrich II. von Schwaben, mit dem Befehl, dieselben in dem Schlosse Trifels so lange in sicherer Verwahrung zu halten, bis ein neuer Kaiser gewählt sein würde. Friedrich, welcher sich selbst Hoffnung auf die Krone gemacht hatte, weigerte sich, dem neugewählten Kaiser, Lothar II., die Insignien auszuliefern, und behauptete sich, während der Regierungszeit desselben, im Besize des Trifelses.

Unter den Hohenstaufen, welche 1137 mit Conrad III. zur Kaiserwürde gelangten, war die Burg wieder Reichsfeste, und diente zugleich als Schazkammer der Kaiser. Friedrich der Rothbart verweilte gerne hier. So oft er von Hagenau nach Kaiserslautern zog, kehrte er hier ein. Noch lange nach seinem Tode hatte sich unter dem Volke von ihm die Sage erhalten, dass man ihm alle Nacht zu Trifels ein Bett machen müsse, worin er ruhe, denn er sei aus seinem Schlosse zu Hagenau lebendig hierher verzaubert worden. Unter Friedrich's Sohn und Nachfolger, Heinrich VI., wurden abermals mehrere wichtige Gefangene hierher gebracht. Der merkwürdigste war Richard Löwenherz. Heinrich hatte sich denselben von Herzog Leopold von Oestreich gegen 60,000 Mark Silber ausliefern, und von dem festen Schlosse Dür-

renstein an der Donau auf den Trifels bringen lassen, wo er ihn zwar streng bewachen, aber sonst seinem Stande gemäss behandeln liess. Ueber ein Jahr brachte Richard hier zu, bis er endlich gegen ein Lösegeld von 150,000 Mark die Freiheit wieder erhielt. Wie das ganze Leben dieses Königs ein fortgeseztes Abenteuer war, so hat die Volkssage, ihre Rechte behauptend, auch jene seine Befreiung mit dem Scheine des Wunderbaren zu umgeben gewusst. Blondel, sein treuer Minnesänger, so erzählt sie, hatte fruchtlos die halbe Welt durchzogen, um den Aufenthaltsort seines geliebten Königs zu entdecken; vor allen Schlössern und Burgen hatte er die Töne seiner Harfe erschallen lassen, um dem königlichen Gefangenen ein Erkennungszeichen zu geben. So kam er endlich auch nach Trifels, und sang das Lied, das sie in frühern, schönern Tagen oft zusammengesungen hatten. Bald nach den ersten Tönen erklang dasselbe Lied aus dem Thurme, und Blondel, der hieran seinen Herrn erkannte, erstieg in der Nacht mit zwölf Rittern die Mauern, und befreite den König.

Ein härteres Schicksal hatten zwei andere Gefangene, der Sicilianische Seeräuber Margarita und Graf Richard, ein Verwandter der Kaiserin. Der Kaiser hatte dieselben zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt, nachdem er sie vorher hatte blenden lassen.

Ein lautes Treiben herrschte auf Trifels im J. 1194, als Heinrich VI. mit vielen Fürsten und Edeln hier Hof hielt, um sich mit ihnen wegen seines Feldzugs nach Sicilien zu berathen, den er bald darauf antrat. Die Reichsinsignien, welche nach der Ermordung Philipps von Schwaben an Otto IV. ausgeliefert worden waren, kamen erst wieder nach Trifels zurück, nachdem 1215 Friedrich II. in den Besiz seines väterlichen Erbtheils gelangt war. Dieselben wurden nun fortwährend hier aufbewahrt, bis Rudolph von Habsburg sie nach seinem Schlosse Kyburg in der Schweiz bringen liess. Die Hut darüber war bis dahin den Herrn von Falkenstein anvertraut, und den Mönchen aus dem benachbarten Kloster Eussersthal lag es ob, dieselben in der Burgcapelle zu bewachen.

Nach Konrad's IV. Tod gelang es dem bisherigen Gegenkaiser Wilhelm von Holland, sich der Feste und der darin verwahrten Insignien zu bemächtigen, worüber er eine um so grössere Freude hatte, als es eine Art von Herkommen geworden war, dass einem

rechtmässig gewählten und gekrönten Kaiser die Feste Trifels, gleichsam zum Unterpfande des Reichs, eingeräumt wurde. Von nun an theilte der Trifels das Schicksal des deutschen Reichs. Gleich ihm wechselte er oft seine Besitzer, bis er 1410 in die Hände des Herzogs von Zweibrücken überging.

In dem Bauernkrieg wurde die Burg zwar von den Bauern eingenommen, auch stark beschädigt, doch nicht in Brand gesteckt. Die Zeit ihres allmähligen Verfalls beginnt mit dem Jahre 1602, in welchem ein Blitzstral die Nebengebäude traf, wodurch diese in Flammen aufgingen. Im dreissigjährigen Krieg, als die ganze Gegend durch Krieg, Hunger und Pest fast alle ihre Bewohner verloren hatte, wurde der Trifels nicht mehr bewohnt, wodurch sein Verfall beschleunigt wurde. Die Marmorplatten, womit der Boden der Burgcapelle belegt war, liess Herzog Friedrich von Zweibrücken im J. 1660 in die Kirche von Annweiler bringen. Auf die Unterhaltung der Feste wurde, da dieselbe ihre Bedeutung verloren hatte, nichts verwendet, und so gerieth sie nach und nach in ihren jezigen Zustand.

Still und einsam ist es nun hier oben unter den Trümmern! Verklungen ist der rauschende Lärm kaiserlicher Hofhaltung, gestürzt sind die stolzen Zinnen und entkleidet die Mauern ihres Schmuckes. Statt des rasselnden Trittes geharnischter Männer vernimmt das Ohr nur das leise Geräusch, das die erschreckte Eidechse im dürren Laube verursacht, oder das heissere Gekrächz scheuen Nachtgevögels, das hier seine Wohnung aufgeschlagen. So verbleicht aller Glanz und alle Herrlichkeit! Auch das festeste, was Menschenhand geschaffen, muss vergehen; die Zeit rauscht darüber hin in ihrem allmächtigen Fluge, und es unterliegt ihrer Gewalt. Nur der Geist, der belebend die todte Masse durchdrungen, bleibt, und weht noch die späten Enkel mit seinem kräftigen Hauche an.

Einen Besuch verdienen gleichfalls die in der Nähe von Annweiler gelegenen Ruinen des ehemaligen berühmten Cisterzienser-Klosters *Eussersthal*, welches die Mönche sonderbarer Weise *uterina vallis* nannten. Das freundliche Thälchen, worin sich dieselben erheben, ist ganz zur ruhigen Beschaulichkeit geeignet. Hier konnte sich, ungestört vom Geräusche der Welt, der fromme Sinn der Betrachtung des Himmlischen überlassen. Aber allzu grosser Reichthum brachte dem Kloster Verderben. Von dem

Klostergebäude und der grossen prachtvollen Kirche ist jetzt nur noch ein Theil vom Chor der leztern übrig, der mit einer in der neuern Zeit erbauten Kirche verbunden worden ist.

Der erste Stifter des Klosters war, wie die Inschrift auf einem im Chor eingemauerten Steine bezeugt, Ritter Stephan von Mörlheim, im J. 1148., welcher dasselbe zuerst in der Ebene bei Mörlheim anzulegen Willens war, aber von dem nachherigen Bischof Rapoto von Speier bewogen wurde, es hier an dieser heimlichen, abgeschiedenen Stelle zu erbauen. Zahlreiche Schenkungen und häufige Wallfahrten zu den Reliquien, welche das Kloster besass, brachten dasselbe zu grossem Reichthum und Ansehen. Nach langem glücklichen Genusse beider brach vielfaches Unglück über es herein. Dreimal wurde es zu verschiedenen Zeiten, namentlich in den Fehden der Herzoge von Zweibrücken mit den pfälzischen Churfürsten, geplündert und in Asche gelegt, und zum viertenmale verheerten es die aufrührerischen Bauern. Von diesem Zeitpunkte an ging das Kloster seiner Auflösung entgegen. Die Reformation äusserte auch auf es ihre Wirkungen, und bald standen die Cellen leer, weshalb 1560 Churfürst Friedrich III. einen weltlichen Schaffner über dasselbe sezte. Die Gründung des Dorfes Eussersthal fällt in diese Zeit. Die gänzliche Zerstörung der Klostergebäude vollendeten die französischen Kriege.

Zweibrücken und die Umgegend.

Den übrigen Theil des Annweiler Thales, welcher, mit Ausnahme einzelner reizenden Punkte, zu einförmig ist, als dass er zu längerem Verweilen einladen könnte, durcheilen wir schnell. Interessanter wird die Gegend wieder bei dem *Kaltenbacher Hofe*. Dort erblicken wir auf einem der niedrigern Berge zwei mächtige aufrecht stehende Felsstücke, über welchen, in horizontaler Lage, ein drittes ruht. Wie das Volk gerne Alles, dessen Ausführung durch menschliche Kräfte ihm unmöglich scheint, als ein Werk des bösen Feindes ansieht, so nennt es auch jenen Felsen den *Teufelstisch*. Manche haben in demselben ein altes celtisches Denkmal erkennen wollen. Aber abgesehen davon, dass man ein solches wohl eher auf einem der zu beiden Seiten liegenden höheren Berge errichtet haben würde, von wo aus es um so besser in die Augen gefallen wäre, wird uns die Vergleichung des Teufelstisches mit den übrigen in der Nähe befindlichen seltsamen Felsenbildungen gegen jene Ansicht mistrauisch machen, und uns in der wahrscheinlichern Vermuthung bestärken, dass derselbe ebenfalls ein Naturspiel sei, deren diese Gegend so viele aufzuweisen hat. — Bei dem eine Stunde von hier entfernten Dörfchen *Rupertsweiler* liegt auf der Spize eines mit dichtem Wald bedeckten Berges ein ungeheurer Felsblock mit senkrechten Seitenwänden, der deswegen nur vermittelst einer Leiter bestiegen werden kann. Nach manchen Spuren oben auf demselben zu urtheilen, scheint er ehedem vielleicht Räubern zum sichern Aufenthaltsorte gedient zu haben. Das Volk nennt ihn den *Rupertsfelsen*, und erzählt, vor Zeiten habe auf demselben der wilde Ritter Rupert, ein grausamer Räuber, der das Schrecken der ganzen Gegend gewesen sei, mit seinem Pferde in stolzer Sicherheit gehaust. Lange habe er sein arges Wesen getrieben, ohne dass man seiner habe habhaft werden können, bis man endlich so glücklich gewesen sei, ihn mit Kanonen von seinem Felsen herabzuschiessen.

Unser Weg, der sich nun fortwährend durch den Wald und ziemlich steil bergan dahinzieht, führt uns zunächst nach *Pir-*

masens, das sich durch die Schuhe und Pantoffeln, die in zahlloser Menge daselbst verfertigt und weit und breit hin verführt werden, einen fast europäischen Namen erworben hat. Die Stadt, welche an dem Abhang eines hohen Berges gelagert ist und vornehmlich von der Westseite her einen malerischen Anblick gewährt, ist eine Schöpfung und die ehemalige Residenz des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, Ludwig IX., welcher sich hier mit seinen Soldaten, deren er über 3000 aus allen Ländern und Nationen zusammengebracht hatte, gleichsam eingesperrt hielt. Das Residenzschloss, das grosse Exercirhaus, ein Meisterwerk der Baukunst, in welchem 2000 Mann ungehindert exerciren konnten, und die meisten herrschaftlichen Gebäude sind verschwunden. Sie wurden zur Zeit der französischen Revolution zerstört, aber nicht, wie es an andern Orten geschah, durch die Franzosen, sondern durch die Bewohner selbst. Der innerhalb der Stadt gelegene schöne Exercirplaz ist noch vorhanden. In der ehemals lutherischen Kirche ist das einfache und schmucklose, aber geschmackvoll gearbeitete Denkmal zu sehen, welches der jetzige Grossherzog von Hessen-Darmstadt seinem Grossvater, Ludwig IX., dessen Gebeine in der Kirche beigesetzt sind, in der neuesten Zeit errichtet hat.

Die nächste Umgebung der Stadt bietet mehrere sehenswerthe Punkte dar. Der zunächst gelegene ist der sogenannte *Kugelfelsen*, dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, dass aus der Decke einer niedrigen Felsenhöhle, besonders im Frühjahre, grössere und kleinere Kugeln sich loslösen und herabfallen. Oben auf den hier hoch auf einander gehäuften Steinmassen finden wir eine kleine, von der Natur gebildete Felsenhalle, zu deren Seite ein grosser, halbversunkener Stein liegt, auf welchem die Worte *che dio protegge* zu lesen sind. Diese jezt unvollständige Inschrift rührt ohne Zweifel aus den Zeiten der Napoleonischen Kriege her, wo ein Regiment Corsen einige Zeit in Pirmasens im Quartier lag. — Eine noch merkwürdigere Partie bildet der *Bärenfelsen*. An der Seite eines mit Buchwald bedeckten Berges, zu dessen Fuss ein frischer Wiesengrund sich hinzieht, befinden sich zwei grosse Höhlen über einander, von denen die obere sich beträchtlich tief in den Berg hinein erstreckt. Aus dem mit schauerlichem Dunkel erfüllten Hintergrunde dieser letztern strömt eine ziemlich starke Quelle hervor, die sich über die untere Höhle

in ein tiefer liegendes Becken herabstürzt. Aus welchem Grunde diese Höhlen den Namen Bärenfelsen führen, ist unbekannt. — Das romantische *Blümelsthal* ist merkwürdig durch den Unfall, welcher die Franzosen, in dem 1793 zwischen ihnen und den Preussen in dieser Gegend gelieferten Gefecht, hier betraf. Drei Bataillone stürzten aus Unkunde des Terrains, von den Preussen gedrängt, mit einer grossen Anzahl Munitionswagen hier über die Felsen hinab.

Wir verlassen Pirmasens, und wenden uns nach *Zweibrücken*, dem Hauptgegenstande dieses Abschnittes. Die Atmosphäre, die uns hier umgibt, ist um vieles milder, als die, welche wir eben verlassen haben, und Alles athmet Wohlsein und Behaglichkeit. Die ganze Gegend hat einen sanfteren Character. Die Berge verlieren an Höhe und Schroffheit und zeigen gefälligere Formen. Auch der Boden ist ergiebiger und fruchtbarer. Die theilweise schön und regelmässig gebaute Stadt liegt, von Gärten und Feldern eingeschlossen, in einem angenehmen Thale, das von drei Bergen gebildet wird, zwischen welchen die Erbach und die Hornbach durch fruchtbare Wiesen dahin strömen. Ihren stärksten Arm schickt die Erbach durch die Stadt, nimmt, ehe sie dieselbe verlässt, den schwächern Arm wieder auf und vereinigt sich unterhalb der Stadt mit der Hornbach. Ein gewisses Gefühl von Heimlichkeit erwecken in dem Beschauer die vielen freundlich gelegenen Dörfer und Höfe, zwischen denen, wie in einem Kranze, die Stadt sich erhebt.

Der Name von Zweibrücken erklärt sich durch sich selbst. Die Stadt soll ihn darum erhalten haben, weil die ehemalige alte Burg in dem Winkel lag, welcher von den beiden Armen der Erbach, über welche zwei Brücken zur Burg führten, hier gebildet wird. Wer diese alte Burg erbaut habe, lässt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Ihre Lage in der Ebene scheint dafür zu sprechen, dass die Zeit ihrer Erbauung noch vor das Mittelalter fällt, da es im Mittelalter allgemeiner Gebrauch war, die Burgen auf Berghöhen anzulegen. Nicht unwahrscheinlich ist deshalb die Meinung, dass dieselbe ihre Entstehung dem Stiefsohn des Augustus, Claudius Drusus, zu verdanken habe. Man hat freilich dagegen eingewendet, dass, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse der Römischen Geschichtschreiber, die von Drusus angelegten fünfzig Castelle alle an den Ufern des Rheines sich befunden hätten. Dies

hindert jedoch nicht, anzunehmen, dass Drusus auch im Wasgau Castelle angelegt habe, da ohnehin diese Gegend so viele Spuren von dem ehemaligen Aufenthalte der Römer aufzuweisen hat, wie vielleicht kaum eine andere. Zweibrücken selbst wird in Urkunden erst gegen das Ende des 12. Jahrhunderts genannt, in welcher Zeit die von den Kaisern über die Gegend bestellten Grafen daselbst residirten. Bis zum 14. Jahrhundert blieb die Stadt unter eigenen Grafen, worauf sie in den Besiz der Pfalzgrafen bei Rhein kam, nachdem vorher Eberhard, der lezte Graf von Zweibrücken, die eine Hälfte der Stadt an den Pfalzgrafen Ruprecht verkauft und die andere von demselben zu Lehen genommen hatte. Nach Kaiser Ruprecht's Tode wurde sie 1410, bei der Theilung von dessen Ländern, dem Herzog Stephan zugetheilt, von welchem sie auf seinen Sohn Ludwig den Schwarzen überging, bei dessen Nachkommen sie verblieb. Bis in die lezten Zeiten hatten die Herzoge daselbst ihre Residenz.

Vieles und schweres Ungemach ist im Verlaufe der Zeit über Zweibrücken dahin gegangen. Schon im Anfange ihres Aufblühens, 1470, gerieth die Stadt durch einen Schuss in Brand, wobei ein grosser Theil derselben in Asche sank. Härter wurde sie heimgesucht im dreissigjährigen Krieg, in welchem sie zweimal nach einander belagert wurde. Herzog Friedrich, der Nachfolger seines Vaters Johann's II., der sich 1635 nach Mez geflüchtet hatte und in demselben Jahre daselbst gestorben war, hatte im Dienste von Schweden mit zwei Regimentern das diesseitige Rheinufer besezt, um den Kaiserlichen den Uebergang zu verwehren. Demungeachtet erzwangen diese, unter dem Oberbefehle von Gallas, den Uebergang, drangen unaufgehalten nach Kaiserslautern vor, nahmen dasselbe ein, und legten sich alsdann vor Zweibrücken, welches sie acht Tage lang hart bedrängten. Die an die Stadt gerichtete Aufforderung zur Uebergahe wurde standhaft zurückgewiesen. Das Commando in derselben führte der schwedische Oberst *Reinhold von Rosen,* welcher entschlossen war, mit einer Anzahl Schweden und den Resten der zwei Regimenter des Herzogs Friedrich, in Verbindung mit der Bürgerschaft, die ziemlich stark befestigte Stadt auf's Aeusserste zu vertheidigen. Der Umsicht und Besonnenheit Rosen's war es acht Tage lang gelungen, alle Versuche des Feindes, sich der Stadt zu bemächtigen, zu vereiteln. Da aber endlich Mangel an Munition eintrat, und die

Besazung bedeutend zusammengeschmolzen war, willigte Rosen, auf eine abermalige Aufforderung zur Uebergabe, um die nicht länger zu haltende Stadt vor der angedrohten allgemeinen Verwüstung zu bewahren, ein, dieselbe zu übergeben unter der Bedingung freien Abzugs. Aber noch in der Nacht erhielten sowohl die Belagerten, als die Belagerer, die Kunde von dem Anmarsche der schwedischen Truppen unter Anführung des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar. Gallas brach darum am frühen Morgen in aller Eile auf und zog sich bis nach Frankenthal zurück, von wo er aber bald wieder zurückkehrte, um Zweibrüken zum zweitenmale zu belagern. Die Stadt war von aller Hilfe entblöst, und musste sich, da sie keine Hoffnung auf baldigen Ersatz hatte, dem erbitterten Feinde auf Capitulation ergeben. Der kaiserliche Oberst legte eine starke Besazung hinein und liess, ungeachtet der Capitulation, Stadt und Land so unmenschlich verwüsten und verheeren, dass, wie ein älterer Schriftsteller sich ausdrückt, »man beinahe sagen sollte, die Noth sei in der ganzen Gegend, vorab dem Oberamt Zweibrücken, so gross gewesen, dass sie derjenigen, die zur Zeit der Belagerung Jerusalems bei den Juden entstanden, geglichen.« Die Stadtmauer wurde niedergerissen, und das Rathhaus, die Münze, das Gymnasium, nebst einer grossen Anzahl Häuser dem Boden gleich gemacht. Unbefriedigt von den auf's Höchste getriebenen Gelderpressungen, raubte der Feind auch das Schloss aus, die kostbare Bibliothek sammt dem Archive wurde verschleudert, das Zeughaus geleert und in die Luft gesprengt, und die Kirche, wohin die Bürger ihre Habe geflüchtet hatten, ausgeplündert.

Kaum hatte nach dem Frieden die unglückliche Stadt angefangen, sich einigermassen zu erholen, als die bald darauf folgenden französischen Kriege ihr Elend noch höher trieben. Im Jahr 1675 erschien der Graf von Choiseul mit 4000 Mann vor Zweibrücken, und verlangte freien Durchzug. Da man diesen nicht ohne Erlaubniss des Herzogs, welcher dazumal in Meisenheim residirte, gestatten zu dürfen meinte, so schlug man das Begehren ab, mit der Bitte, die Stadt bis nach eingeholter Nachricht von Meisenheim zu verschonen. Auf diese Bitte ging Choiseul nicht ein, sondern fing am andern Morgen an, die Stadt zu beschiessen. Da dieselbe theilweise schwer zu vertheidigen und auf Hilfe nicht zu hoffen war, so entschloss man sich endlich zu capituli-

liren. Von französischer Seite wurde versprochen, keine Gewaltthätigkeiten zu verüben. Dies Versprechen aber wurde nicht gehalten. Zwar rückten unter Anführung des Herzogs von Braunschweig-Zell die Deutschen vor die Stadt, um dieselbe zu entsezen. Da aber die Franzosen die ganze Gegend unter Wasser gesezt hatten, so konnten die Deutschen nicht mit dem gehörigen Nachdruck operiren. Sie beschossen die Stadt eine Zeitlang, wodurch ein grosser Theil derselben zerstört wurde, und zogen sich bald unverrichteter Sachen wieder zurück. Im Februar 1677 erst entschlossen sich die Franzosen, die Stadt zu verlassen, als sie sahen, dass sie dieselbe nicht länger würden behaupten können. Vor ihrem Abzug aber sezten sie sich durch die gänzliche Verwüstung derselben ein ewiges Schandmal. Der Name des Mannes, unter dessen Leitung solches geschah, verdient nicht unerwähnt zu bleiben. Der Graf von Bissy war zu dem Zerstörungswerke ausersehen. Die Mauern, Thore, Thürme, Wälle, Schanzen, Alles wurde geschleift. Der schöne Thurm der prachtvollen Alexanderskirche wurde in die Luft gesprengt; die Kirche wurde geplündert, ja, die Zerstörungswut ging so weit, dass selbst die fürstlichen Leichen in ihrer Gruft nicht ungeschändet blieben. Die Einwohner wurden in die Kirche eingesperrt, worauf die Häuser geplündert und verwüstet wurden.

Es dauerte lange, bis die Spuren dieses Unglücks sich verwischten. Erst 1699, als Carl XII., welchem das Herzogthum Zweibrücken zugefallen war, die Regierungscollegien von Meisenheim nach Zweibrücken zurückverlegte, begann die tief gesunkene Stadt sich wieder zu heben.

Die schönsten Theile der Stadt sind die beiden Vorstädte. Die eine, die jezige Maximiliansstrasse, wurde von dem König Stanislaus von Polen, welchem Carl XII. die Einkünfte des Herzogthums Zweibrücken überlassen hatte, auf einer Streke angelegt, wo sich vorher der Wald bis zur Stadt hinzog. Die sogenannte neue Vorstadt wurde in den Jahren 1770 und 1771 von dem Herzog Christian IV. erbaut. Die Häuser derselben wurden durch eine Lotterie ausgespielt, wozu sämmtliche Beamten, die Pfarrwittwencasse und die Almosen Zwangsloose nehmen mussten, so dass manche, ohne es nur zu wollen, in den Besiz von Häusern gelangten.

Die alte Burg war ein festes Gebäude mit zwei grossen star-

ken Thürmen. Sie wurde zu verschiedenen Zeiten beträchtlich erweitert. Bei der Zerstörung von 1677 blieb davon nur der von Herzog Johann I. aufgeführte lange Bau am Wasser, welcher jezt zu Privatwohnungen dient, und der gegenüberstehende von Herzog Friedrich errichtete sogenannte Friedrichsbau übrig, welcher 1820 zu einem Gefängnisse hergerichtet wurde. Das neue Schloss wurde von Herzog Gustav Samuel Leopold von 1720—1725 in einem einfachen, edlen Style, in Form eines Parallelogramm's, erbaut. Auf der hintern Seite hatte es einen ausgedehnten Lustgarten, in dessen Umkreis 1730 ein Lustschlösschen errichtet wurde, welches gegenwärtig von dem Landgestüte eingenommen wird. Im Jahr 1793 wurde das Schloss von den Franzosen bis auf die Mauern zerstört, aber 1820 nach seinem ursprünglichen Plane wieder hergestellt. Der mittlere Theil wurde den Katholiken als Kirche eingeräumt, so wie der rechte Flügel als Pfarrwohnung; der linke Flügel, der jezt zur Abhaltung der Sizungen des Appellationsgerichtes bestimmt ist, diente lange Zeit als königliches Absteigequartier.

Von den beiden evangelischen Kirchen wurde die an dem Marktplaze stehende Alexanderskirche 1496 von Herzog Alexander, nachdem er von seiner Wallfahrt zu dem heiligen Grabe glücklich wieder zurückgekehrt war, angeblich nach dem Plane der Kirche des h. Grabes, erbaut. Das weite, reich verzierte Gewölbe in Kreuzform ruhte auf dreissig Säulen, und zu beiden Seiten des Langhauses befanden sich besondere Kapellen. Durch gemalte Fenster fiel das Licht in den innern Raum. Aussen zog sich rings unter dem Dachstuhl eine Gallerie her, welche mehrere kleine Thürmchen, von denen zwei noch vorhanden sind, mit einander verband. Der hohe Hauptthurm war mit derselben Kunst und Fertigkeit gearbeitet, wie die beiden noch übrigen kleinen Thürmchen. Nach ihrer im J. 1677 erfolgten Zerstörung wurde die Kirche 1689 zwar wieder hergestellt, aber von ihrer alten Pracht ist nur wenig übrig geblieben. Ihre ganze Geschichte ist in der aussen an der Mauer befindlichen Inschrift von 1689 enthalten:

Als tausend und vierhundert Jahr
Auch neunzig sechs gezählet war,
Hat der Gottselig Fürst und Herr,
Weyland Herzog Alexander,
Gebauet diese Kirch mit Fleiss,
Auf Gottes Rath, löblicher Weiss,

Nach Form der Kirchen, die da ist
Zum Grab des Herren Jesu Christ,
Dahin ihn hat die Andacht bracht
All Müh und Arbeit ohngeacht.
Tausend sechshundert und siebenzig sieben
Von dieser Kirch ist wenig blieben,
Indem durch Krieg sie ganz verstört,
Die Stadt auch wurd durchs Feur verzehrt;
Tausend sechshundert achtzig neun
Wurd sie wieder erbauet fein.

Die in der sogenannten Hintergasse befindliche Carlskirche führt ihren Namen von Carl XII., welcher dieselbe 1708 erbaute. Von den andern öffentlichen Gebäuden sind noch bemerkenswerth die beiden Kasernen, welche ihre Entstehung dem Herzog Gustav Samuel Leopold verdanken.

Wir würden eine Pflicht zu versäumen glauben, wenn wir das Gymnasium unerwähnt lassen wollten, das in älterer und neuerer Zeit dem Lande viele tüchtige Männer geliefert hat. Es ist eine der ältesten Gelehrtenschulen Deutschlands, denn schon 1305 finden wir es genannt. Bis zum Jahr 1631 hatte es seinen Siz in dem nahen Neuhornbach. Im J. 1559 wurde es von dem edelsinnigen Herzog Wolfgang neu fundirt und mit seinem Bedarf auf die Klostergefälle angewiesen, da der Herzog die Güter der eingegangenen Klöster zur »Aufbauung, Aufpflanzung und Erhaltung der wahren christlichen Kirchen und Schulen im Fürstenthume« bestimmt hatte. Nachdem 1631, unter rechtswidriger Anwendung des Restitutionsedicts Ferdinands II., das Kloster Hornbach dem Bisthum Speier zurückgegeben und die Schule auf diese Weise ihrer Subsistenzmittel beraubt worden war, wurde sie nach Zweibrücken verlegt, wo sie sich bei den damaligen Kriegsunruhen bis 1635 nur kümmerlich erhielt, in welchem Jahre sie ganz einging. Sie wurde zwar 1641 wieder eröffnet, aber nach Meisenheim verlegt, wo sie bis 1652 blieb. Nach nochmaligem Hin- und Herwandern kehrte sie endlich 1706 für immer nach Zweibrücken zurük. Schon vorher war ihr ferneres Bestehen dadurch gesichert, dass sie durch den Westphälischen Frieden die Einkünfte des Klosters Hornbach zurück erhalten hatte. Seine höchste Blüte erreichte das Gymnasium im 18. Jahrhundert, wo Männer von tief gehender Gelehrsamkeit und unermüdlichem Fleisse, wie *Johannis, Crollius, Exter, Faber,* an demselben wirksam waren. Im Jahr 1779 begann die Herausgabe der, vornehmlich von den drei lezt

genannten Männern besorgten schäzbaren Ausgaben der griechischen und römischen Classiker, deren weitere Fortsezung leider durch die Revolution unterbrochen wurde. — Die von Herzog Johannes I., mit Aufwendung vieler Kosten, angelegte Bibliothek ging im dreissigjährigen Kriege zu Grunde. Von der sehr reichhaltigen Bibliothek waren ungefähr 5000 Bände übrig geblieben, welche in 19 Schränken aufbewahrt wurden. In einem derselben befanden sich die sehr kostbaren Manuscripte. Herzog Friedrich Ludwig verband damit 1666 seine beträchtliche Büchersammlung, welche er auf dem Schlosse Landsberg hatte. Auch diese Bibliothek sollte für Zweibrücken verloren gehen. Bei der Einäscherung der Stadt 1677 wurde sie von den Franzosen auf 16 Wagen weggeführt, und, wie das Gerücht ging, dem Erzbischofe von Rheims, einem Bruder des Marquis von Louvoy, übergeben. Die jezige werthvolle Bibliothek verdankt ihre Entstehung der Sorgfalt der späteren Herzoge. — Buchdruckereien besass die Stadt schon im 16. Jahrhundert. Unter den drei jezt vorhandenen verdient eine rühmliche Erwähnung die von *Ritter*, mit welcher zugleich eine lithographische Anstalt verbunden ist.

Zweibrücken hat eine Menge angenehmer Spaziergänge. Einer der angenehmsten ist der in das eine halbe Stunde entfernte *Tschiflik*. Stanislaus Lesczynski, der überhaupt vieles für die Verschönerung und Vergrösserung der Stadt that, hatte hier die mit Wald bedekte Gegend in einen lieblichen Park verwandelt, welchen Spaziergänge und breite Alleen nach verschiedenen Richtungen hin durchschnitten. Auf sanften Anhöhen erhoben sich hier und da kleine Lusthäuser, zu deren jedem eine Quelle hingeleitet war, die sich in vielen Krümmungen in die unten gegrabenen Teiche ergoss. Die Hauptgebäude, welche Stanislaus hier aufführen liess, waren die beiden Pavillons auf einem Hügel zur rechten Seite des Parks, welche durch einen Schwibbogen, der über eine breite Cascade hinlief, mit einander verbunden waren. Der eine davon war für ihn, der andere für seine Familie bestimmt. Zur Erinnerung an seinen ehemaligen Aufenthaltsort bei Bender gab Stanislaus dieser seiner Lieblingsanlage den Namen Tschiflik. Hier hatte seine jüngste Tochter, die nachherige Gemahlin Ludwigs XV., mit eigener Hand einen Kirschbaum gepflanzt und sorgfältig gepflegt. Auch später auf dem Throne vergass sie dieses Zeugen ihrer glücklichen Jugend nicht, und jährlich mussten ihr

von dessen Früchten nach Paris gesandt werden. Die Zeit hat zerstört, was Stanislaus hier geschaffen, und nur noch wenige Mauern zeugen von der Anlage des »wohlthätigen Philosophen«; aber Bäume und Gebüsch grünen fröhlich fort und laden freundlich in ihre Schatten ein.

Jezt grünen auf Estrichen Moose,
Zur Stelle des Kirschbaums ein Dorn,
Am Gartenhang eine Rose,
Die Kress' in dem springenden Born.
Die gute Natur hat die Wunden
Mit Eppich und Büschen umbunden. *)

Eine andere grossartige Anlage sah Zweibrücken in seiner Nähe entstehen, an welche sich aber nicht, wie an Tschiflik, wohlthuende, sondern nur bittere Erinnerungen knüpfen; wir meinen den bei Homburg gelegenen *Carlsberg*. Herzog Carl II. hatte sich hier mit einem Aufwande von 14 Millionen eine üppige Hofhaltung geschaffen. Schaaren von Hunden und Pferden und ausländischen Thieren umgaben ihn hier. Was die Fantasie Glänzendes und Prachtvolles auszusinnen vermag, das fand sich hier verwirklicht. Die Festlichkeiten, die sich oft wiederholten, übertrafen an Kostspieligkeit und Ueppigkeit Alles, was der Art im Lande bisher gesehen und erlebt worden war. Die Verschwendung, die sich bei allen Einrichtungen zeigte, war so gross, dass Kaiser Joseph II. sich nicht enthalten konnte, seinen Tadel über einen solchen, selbst die Kräfte eines grössern Fürsten übersteigenden Aufwand auszusprechen. Nur kurze Zeit dauerte zum Glücke diese durch den Schweiss und die Thränen des Landes erkaufte Herrlichkeit. Wütend fielen 1794 die Franzosen über das Schloss her, aus welchem der Herzog kaum Zeit gehabt hatte, sich durch die eiligste Flucht zu retten, und übten eine schreckliche Vergeltung. Kein Stein blieb auf dem andern; was die Flamme nicht verzehrte, das zerstörten die geschäftigen Hände, und bald war da, wo ein mit asiatischer Pracht ausgestatteter Fürstensiz sich erhoben hatte, nur ein ausgebrannter Trümmerhaufe übrig. — Aus einer mit seinen übrigen Neigungen contrastirenden Liebhaberei, hatte Herzog Carl eine grosse Menge Römischer Alterthümer gesammelt und sie einstweilen in dem

*) Aus dem Gedichte: Die Tschiflker Kirschen, von C. J. Schuler.

Orangeriekeller auf dem Carlsberge aufbewahrt, bis das für sie bestimmte Local hergerichtet sein würde. Diese Alterthümer blieben zwar bei der Zerstörung des Schlosses unbeschädigt, wurden aber von den französischen Commissären verkauft, so dass sie für die Wissenschaft ganz verloren gegangen sind.

Die nächste Umgebung von Zweibrücken ist ausserordentlich reich an Denkmalen von dem Aufenthalte der Römer, von denen wir blos die bedeutendsten namhaft machen wollen. In der sogenannten Nonnendell, bei dem Dorfe *Ixheim*, stand noch im J. 1563 eine ausgedehnte Ruine, von welcher mehrere Wassercanäle den Berg herab gingen. Bei einer in späterer Zeit angestellten Untersuchung entdeckte man daselbst noch die Fundamente von einem Gebäude, welches 60 Fuss lang und fast eben so breit war. Weiter unten fanden sich einige Laborirkammern, in denen die Stelle noch bemerkbar war, wo die Schmelzöfen standen. Nahe dabei waren Gewölbe mit Treppen, in deren einem sich ein steinerner Tisch befand. Den Römischen Ursprung dieser Reste beweisen deutlich die ebenfalls daselbst gefundenen Münzen und Penaten. — In dem bei *Blieskastel*, dem *castrum ad Blesam* der Römer, gelegenen Dorfe *Reinheim* befindet sich ein fester steinerner Thurm, der weder Thüre, noch Fensteröffnung hat, und dessen Dach sogar aus einem spiz zugemauerten Gewölbe besteht. Welche Bestimmung dieser Thurm, dessen Erbauung man den Römern zuschreibt, gehabt haben möge, hat man bis jezt noch nicht ausfindig machen können. In der Nähe des genannten Dorfes wurde zu Anfange dieses Jahrhunderts in einem Thale, das Allermannsland genannt, ein verschütteter Venustempel ausgegraben, bei dem man auch das aus Metall gegossene Bild der Venus fand. Ausserdem wurden in dieser Gegend eine Menge Münzen und Urnen aufgefunden. Die bei Blieskastel auf einer Anhöhe befindliche, zwölf Fuss hohe viereckige Spizsäule, der sogenannte *Golgenstein*, wird von einigen für einen Allemannischen Grenzstein, von andern für ein Gallisches Denkmal gehalten. — Eines der merkwürdigsten Ueberbleibsel aus der Römerzeit waren die Ruinen eines Bades, welche man 1729 auf dem *Schwarzenacker* entdeckte. Nach der Beschreibung, welche *Schöpflin* in seiner *Alsatia illustrata* davon gibt, war dasselbe aus thönernen Röhren, in Form eines Rechteckes, erbaut, welches 25 Fuss lang und 22½ Fuss breit war. Die Mauer hatte überall eine Dicke von 2½ Fuss. In

dem untern Raume waren 4 Reihen von Pfeilern, die aus Ziegelsteinen bestanden, und von denen ein jeder 1 Fuss dik und 2 F. hoch war. Das obere Gemach scheint eine Höhe von 6 Fuss gehabt zu haben. Die nur in einer und zwar der linken Wand eng und fest an einander gefügten thönernen Röhren waren nicht blos unten und oben offen, wie ein Kamin, sondern hatten auch an ihren schmäleren Seiten Oeffnungen, welche überall genau auf einander passten, so dass durch diese Seitenöffnungen die aus dem Ofen aufsteigende Wärme von allen Seiten her allen Röhren und dadurch der ganzen Wand gleichmässig mitgetheilt wurde. Leider wurde dieses schöne Alterthum zur Zeit der Revolution gänzlich zerstört.

Drei Stunden von Zweibrücken erheben sich an der Strasse auf einem abgerundeten Berge die Ruinen des Schlosses *Kirkel*, welches Römischen Ursprunges sein soll, was man aus seinem Namen (*circulus*), so wie aus den in seiner Nähe aufgefundenen Alterthümern, schliessen zu dürfen glaubt. Nicht sehr umfangreich, hatte dasselbe sehr feste Mauern, und zwei runde starke Thürme, und galt für einen schwer einzunehmenden Punkt. Es war Eigenthum einer Seitenlinie der Grafen von Saarwerden, nach deren Erlöschen es an Kurpfalz überging. Bei der Pfälzischen Ländertheilung wurde es den Herzogen von Zweibrücken zugetheilt, welche sich dessen Erhaltung eifrig angelegen sein liessen, da es seiner Festigkeit wegen einen sicheren Zufluchtsort darbot. Oft wurde die Burg von den Herzogen bezogen, besonders war sie ein Lieblingsaufenthalt des Herzogs Johannes I. Im dreissigjährigen Kriege wurde sie von den Kaiserlichen nach mehrmaliger vergeblicher Bestürmung eingenommen und zerstört. Sie wurde zwar nach Beendigung des Krieges wieder einigermassen hergestellt, fand aber 1677 durch die Franzosen ihren völligen Untergang. Jezt ist nur noch zerfallenes Gemäuer und einer der Thürme vorhanden. Bemerkenswerth ist die über dem Eingange befindliche, von Herzog Johannes I. herrührende Inschrift:

Hyldrich der Franken König war
Vor mehr denn dreyzehen hundert Jar,
Der aus Rath ein's, der Hildegast hies,
Die drey Frösch in seinem Schilde verlies.
Dafür ins Panier den Lewen gut
Nam, des Hintertheil sich krummen thut,

Gleichwie ein Schlang, um des Adlers Hals,
Darmit anzuzeigen gleichesfalls,
Das der Franken Lewenhertzen frey,
Manheyt und rechte Klugheyt darbey,
Nach Gottes Willen mit Krieges-Macht
Sollten bezwingen der Römer Pracht,
Wie dan hernach geschehen ist.
Nachdem der Adler entflogen ist,
Frankreich Lilien zum Wappen nam,
Der gekrönte Lew blieb der Pfalz Stam.
Gott erhalt die Pfalz beym Lewen gut,
Und diess Haus allzeyt in seyner Hut.
Anno Christi MDXCVII.

Zur Erklärung dieser Inschrift mag dienen, dass man zu des Herzogs Zeiten allgemein der Meinung zugethan war, dass die alten fränkischen Könige drei Frösche oder Kröten in ihrem Wappenschilde geführt hätten. König Childerich habe denselben, auf Anrathen seines Vertrauten Hildegast, eines Priesters und Wahrsagers, entsagt, und an deren Statt einen gekrönten Löwen angenommen, der mit seinem gekrümmten Schweif, wie eine Schlange, sich um einen Adler geschlungen. Denn unter diesem Zeichen, hatte Hildegast geweissagt, würden die Franken die Römer überwinden. Nach Vertreibung der Römer aber hätten Childerich's Nachfolger auch dieses Wappen wieder geändert, und statt des Löwen drei goldene Lilien im blauen Felde gewählt, während die Pfalzgrafen, als Nachkömmlinge der alten Sicambrischen Könige, den rothgekrönten goldenen Löwen in schwarzem Felde beibehalten hätten.

Von dem Wege aus, der uns von Zweibrücken nach Kirkel führt, mögen wir einen kleinen Abstecher machen nach den auf der Spize eines Berges gelegenen Ruinen des berühmten Klosters *Werschweiler*, oder wie es ursprünglich hiess, *Wernersweiler*, von wo aus sich eine reizende Aussicht in das an fetten Wiesen reiche Bliesthal eröffnet. Der Erbauer des Klosters, Graf *Friedrich* von Saarwerden, der es 1131 auf seinem eigenen Grund und Boden angelegt hatte, stattete es mit Gütern und Einkünften reichlich aus. Als die aus dem Kloster Hornbach dahin berufenen Benedictiner-Mönche sich bald »auf die schlimme und liederliche Seite gelegt, und auf ein und abermalige Erinnerung nicht bessern wollten«, entschlossen sich Graf Friedrich's beide Enkel, das Kloster dem damals wegen seiner strengen Regeln und eingezo-

genen Lebensart in hohem Ansehen stehenden Cisterzienser-Orden zu übergeben. Diesen Entschluss führten sie 1172 aus, unter Vermittlung des Abtes Roger aus dem lothringischen Kloster Weiler-Betnach. Der grosse Reichthum, der dem Kloster durch fortgesezte Stiftungen zufloss, scheint unter den Mönchen ein Wohlleben begünstigt zu haben, das der Beobachtung der Ordensregeln nichts weniger als förderlich war. Denn auch die Cisterzienser vergassen in der Mitte des 14. Jahrhunderts ihrer Regeln so sehr, dass manche sogar eigenmächtig aus dem Kloster austraten. Durch strenges Einschreiten gegen die Schuldigen und durch eine neue Organisation wurde jedoch der gute Ruf und das Ansehen des Klosters wieder hergestellt. — Im Bauernkrieg wurde dasselbe stark bedrängt, aber durch Herzog Ludwig II. von Zweibrücken, welcher den Bauernhaufen, der es besezt hatte, auseinander trieb, gerettet. Durch ähnliche Dienste, welche die Herzoge v. Zweibrücken dem Kloster leisteten, hatten dieselben nach und nach Gelegenheit gefunden, die Schirmgerechtigkeit über dasselbe an sich zu bringen, wodurch es ihnen möglich wurde, nachdem sie der Reformation in ihrem Lande Eingang gestattet hatten, auch in dem Kloster den evangelischen Gottesdienst einzuführen. Hieraus sowohl, als weil er sich in seinem Rechte der ihm natürlich zustehenden Schirmgerechtigkeit über das Kloster für beeinträchtigt hielt, nahm Graf Johann von Nassau-Saarwerden Anlass, einen Process gegen die Herzoge anhängig zu machen, welcher bis 1614 dauerte, in welchem Jahr er auf eine zwar einfache, aber für beide Theile unerwünschte Art beendigt wurde. Der damalige Schaffner des Klosters, *Rothfuchs*, hatte nämlich das am Abhang des Berges befindliche Gebüsch angezündet, um die Schlangen, die sich in Menge darin aufhielten, zu vertilgen. Ein plözlich sich erhebender Wind trieb die Flammen gegen die Klostergebäude; diese fingen Feuer, welches, aus Mangel an schneller Hilfe, bald so sehr um sich griff, dass in Kurzem nicht nur alle Wohngebäude verzehrt wurden, sondern auch die aus lauter Quadersteinen erbaute, reiche Kirche in Trümmer sank. Da bei dem bald darauf ausgebrochenen dreissigjährigen und den nachfolgenden Kriegen an eine Wiederherstellung nicht gedacht werden konnte, so gerieth das übrig gebliebene Gemäuer nach und nach in gänzlichen Verfall. Ein Meierhof erhebt sich nun unter den Ruinen und gibt dem

Nachdenken Stoff zur Vergleichung des Mönchslebens mit der Betriebsamkeit fleissiger Landleute.

Südlich von Werschweiler ist der *Gutebrunnen,* dessen Quelle ehemals mineralische Theile enthielt, welche sie nach und nach verloren hat. Ein in der Nähe aufgefundener Brunnen, der mit grossen Steinen umgeben war, auf denen Scenen aus der Römischen und Griechischen Mythologie ausgehauen waren, berechtigt zu der Vermuthung, dass schon die Römer die später lange verlorne Mineralquelle kannten und Gebrauch davon machten. Erst 1624 wurde dieselbe wieder aufgefunden, und erlangte zu Ende des 17. Jahrhunderts einen solchen Ruf, dass sich oft gegen 500 Badegäste dabei einfanden. Das von Herzog Gustav Samuel Leopold dabei erbaute Schloss und Badehaus *Luisenthal* ist in der französischen Zeit abgebrochen worden.

Unsern Ausflug von Zweibrücken aus noch etwas weiter ausdehnend, gelangen wir nach dem Marktflecken *St. Ingbert,* bei welchem sich reiche Steinkohlengruben befinden, deren Ausbeute sich in neuerer Zeit, bei besserem Betriebe, bedeutend vermehrt hat. Besonders dem Technologen gewährt die hiesige Gegend grosses Interesse. Werke aller Art, Alaun-, Bittersalz-, Russ- und Glashütten und Eisenwerke finden sich hier auf einem engen Raume beisammen und beleben die Gegend. Unwillkürlich erinnert man sich hier an *Schiller's* Worte:

Hier nähren früh und spät den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand;
Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält' es, Felsen zu verglasen.

Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Flut gerafft,
Umwälzt sich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und, bildsam, von den mächt'gen Streichen
Muss selbst das Eisen sich erweichen.

Die Hauptmerkwürdigkeit der Gegend ist jedoch der *brennende Berg.* Derselbe ist kegelförmig und hat eine Höhe von ungefähr 7—800 Fuss. Der Krater, aus welchem von Zeit zu Zeit kleine Dampfsäulen aufsteigen, soll nur 30 Fuss tief sein. Die ganze Oberfläche des Berges ist so heiss, dass Eier, welche man

darauf legt, in kurzer Zeit gar gesotten werden, und stösst man mit einem Stocke in die Erde, so brechen kleine Flämmchen hervor. Dieser Bergbrand soll schon über 100 Jahre dauern. Wodurch derselbe entstanden sei, darüber hat man keine zuverlässigen Nachrichten; man vermuthet aber, dass vielleicht durch ein Hirtenfeuer der erste Anstoss zur Entzündung gegeben worden sein möge, während Andere für wahrscheinlicher halten, dass ein Blizstral den Brand veranlasst habe. Indem wir beiderlei Meinungen auf sich beruhen lassen, bemerken wir nur, dass die zu grosse Hize eine nähere Untersuchung dieses Naturwunders unthunlich macht, dass also den Muthmassungen ein freier Spielraum eröffnet ist. Dass es keine Steinkohlen sind, was im Innern des Berges brennt, geht schon daraus hervor, dass dieselben bei mangelndem Zutritt der äussern Luft schon längst hätten verlöschen müssen; mehr aber noch daraus, dass man bis jezt noch nicht wahrgenommen hat, dass der Brand weiter um sich gegriffen habe, was nothwendig hätte geschehen müssen, wenn Steinkohlen den Brennstoff abgäben. Dagegen mag die Ansicht die richtige sein, dass die Hize von glimmenden Schwefelschichten herrühre, die sich zwischen den Steinkohlenlagern befinden, was durch die erwähnten, aus dem Boden brechenden Flämmchen bekräftigt wird.

Das Dahner Thal.

Es gibt Gegenden, die, so sehr sie auch geeignet sind, unsere ganze Bewunderung in Anspruch zu nehmen, bei dem ersten Anblik nur einen peinlichen Eindruk in dem Gemüthe zurüklassen. Das Ungewohnte in den Verhältnissen der einzelnen Partien, der scheinbare Mangel an aller Harmonie, welche der Schönheitssinn zu seiner Befriedigung so gebieterisch verlangt, der finstere, ja, wir möchten sagen, der dämonische Charakter des Ganzen, versezen die Seele in eine Spannung, welche, da ihr die sänftigende Unterlage des Schönen fehlt, eine Art beängstigenden Gefühls mit sich führt. Erst nach mehrmaliger Beschauung, wenn das Auge sich gewöhnt hat, die verworrenen Massen zu sondern, wenn es den Maasstab gefunden hat, nach dem das von dem Alltäglichen Abweichende beurtheilt werden muss, wird jener erste unerquikliche Eindruk gemildert. Wir erkennen dann auch in dem, was uns vorher nur ein regelloses Spiel des launenhaften Zufalls zu sein dünkte, einen gewissen Geist der Ordnung und der Gesezmässigkeit; das anscheinend einander Widerstreitende ordnet sich nun in ein zusammenstimmendes Ganze, das alle Bedingungen in sich enthält, um den Anforderungen des ästhetischen Sinnes zu genügen, und wir überzeugen uns, dass die Natur in allen ihren wechselnden Gestaltungen ewig dieselbe Zauberin ist, die unwiderstehlich dem menschlichen Geiste Huldigung abzwingt.

Das eben Gesagte gilt ganz besonders von dem Thale, in das wir den Leser jezt einführen wollen. Hier finden wir nichts von dem, was andere Gegenden anziehend macht: keine ausgedehnte Weitsicht, keine sanften Berghänge, an denen süsses Obst reift, keine ausgebreiteten Fluren, auf denen das saftige Grün in allen Schattirungen wechselt; nakte Felsen allein sind es und dunkler Wald, was diese Landschaft zur merkwürdigsten Stelle des Landes macht. Gleich als habe die Natur vergessen, hier ihre lezte bildende Hand anzulegen, ist Alles starr und todt. Ungeheure Felsenmassen von den abenteuerlichsten Formen ragen auf fast jeder Bergspize empor, und wir müssen nahe hinzutreten, um zu unterscheiden, was Felsgebilde sind, und was Burgtrümmer. Dass

einst in der Vorzeit dunkeln Tagen das Wasser seine mächtigen Wogen über diese Berge dahin gewälzt habe, ist zu deutlich, als dass es bezweifelt werden könnte; gewiss aber auch scheint zu sein, dass, obgleich man bis jezt noch keine vulkanischen Produkte hier entdekt hat, auch das Feuer eine furchtbare Thätigkeit entwikelt habe, welcher die gleichsam aus dem Innern der Erde herausgeschleuderten Felsblöke ihre jezige Lage zu verdanken haben mögen.

Ein schauriges Gefühl von der Erhabenheit der Naturkräfte ergreift die Seele beim Anschauen dieser rohen, unvollendeten Schöpfung, die uns gleichsam einen Blik in die geheime Werkstätte der Natur eröffnet. Im Mondlichte gesehen, hat die Gegend einen schrekhaften, gespenstischen Ausdruk; die hohen Felsenthürme werfen lange, dunkle Schatten, in denen eine lebhafte Fantasie leicht die Erdgeister erblikt, die in der Mitternachtstunde ihre Höhlen verlassen, um im Mondschein ihr tolles Spiel zu beginnen. Gesellt sich dann noch das Rauschen des Windes hinzu, das die Wipfel der alten Fichten bewegt, dann mag wohl einen Schein von Wahrheit gewinnen, was der Verfasser dieser Zeilen in dem nachfolgenden Gedichte ausgedrükt hat:

Hat ein wilder Spuk einst hier gewaltet?
Hat, voll Laune, nekisch die Natur
Ihre dunkle Seite hier entfaltet,
Wo von ihrer Milde keine Spur?

Hochauffahrend wie in grimmem Zorne
Stürzen drohend aus sich selbst heraus
Rings die Berge, von dem festen Korne
Los sich reissend in der Erde Haus.

Wenn vom Himmel hell die Sterne bliken,
Steigen Nachtgespenster aus der Ruh',
Und die alten Felsenhäupter niken
Schaurig grüssend sich einander zu.

Dann erhebet sich ein lautes Dröhnen
Von der nahen Berge Gipfeln her,
Und in hohlen, grausenhaften Tönen
Klingt aus ihnen grauer Zeiten Mähr.

Und die Bäume fangen an zu rasen,
Schütteln wild das Haupt mit scharfem Klang,
Drehen sich im Kreise, dass der Rasen
Von den Sprüngen tönet dumpf und bang.

Auch im Burggemäuer regt sich Leben,
Und den Bergpfad stürmt herab die Schaar,
Die, dem Mord nur und dem Raub ergeben,
Wandrern droht mit blutiger Gefahr.

Aber tief in Nebel eingehüllet
Schreitet ernst der Nachtgeist durch das Thal,
Bis, mit sieggewohnter Kraft erfüllet,
Ihn verscheucht der Sonne reiner Stral.

Wieder in dem warmen Sonnenlichte
Athmet frei die schwer beklemmte Brust,
Ab sich wendend von dem Nachtgesichte
Zu des Tages bunt bewegter Lust.

Ein Maler fände hier volle Gelegenheit, die interessantesten Studien zu machen. Schade, dass dies bis jezt noch so wenig geschehen ist. Jeder Schritt bereitet einen neuen, überraschenden Anblik, der wohl werth wäre, einen geschikten Pinsel zu beschäftigen. Auch der Naturforscher, besonders der Geolog, würde hier eine reiche Ausbeute finden.

Das Thal, das sich in einer Länge von sechs Stunden bis nach *Weissenburg* erstrekt, wird durchströmt von der Lauter, einem klaren Forellenbache, der seinen Namen mit allem Rechte führt. Nach allen Richtungen hin laufen Seitenthäler aus, die sämmtlich das Gepräge des Hauptthales an sich tragen. Eine Menge von Burgruinen, die auf den umliegenden Bergen sich erheben, zeigt, dass in älteren Zeiten ein bewegteres Leben in der Gegend geherrscht haben muss, als dies jezt der Fall ist; ob auch ein besseres, als jezt, darüber kann kein Zweifel sein, wenn wir erfahren, dass nicht wenige Burgbesizer sich vom Stegreife nährten.

Die schenswürdigste Partie des Thales ist die zunächst um *Dahn* gelegene. Dahn selbst, ein nicht grosser Marktfleken, ist ganz von Bergen eingeschlossen, an deren Hängen die Bewohner ihre wenigen Felder angelegt haben. Gleich am Eingange von Dahn, gegen Westen hin, steigt eine ungeheure Felswand senkrecht in die Höhe. Ein Häuschen, das unten an den Fuss derselben sich anschmiegt, scheint von der mächtigen Masse erdrükt werden zu müssen. Hoch oben auf seiner Spize trägt der Fels ein hölzernes Kreuz. Dies ist der *Jungfernsprung*, aus welchem Namen manche die nicht wahrscheinliche Vermuthung geschöpft haben, dass ehedem an dieser Stelle Ordalien abgehalten worden

seien. Anders erklärt sich die Volkssage den Ursprung dieses Namens.

„Unheimlich ist's in eurer Nähe,
Und Furcht und Grauen fasst mich an,
Wenn ich euch vor mir stehen sehe
In euerm wilden Liebeswahn.“

„Nie wird mein Herz euch Liebe spenden;
Es hasset euch, und wird hinfort
Sich stets mit Abscheu von euch wenden,
Dies sei für euch mein leztes Wort!“

Die Jungfrau spricht's, und Rache tobet
Wild in des Jägers schnöder Brust;
Mit fürchterlichem Eid gelobet
Er sich, zu stillen seine Lust. —

In weichem Purpurscheine blühen
Die Berge von des Morgens Hauch,
Und tausend Demanttropfen glühen
Hellfunkelnd rings an Busch und Strauch.

Da wandelt in der duft'gen Frühe
Die Jungfrau zur Kapelle hin,
Sie scheuet nicht des Weges Mühe,
Zum fernen Gnadenschrein zu ziehn.

Schon hält die Waldnacht sie umfangen,
Da hemmt sie angstvoll ihren Schritt,
Als plözlich, lüsternes Verlangen
Im Blik, der Jäger vor sie tritt.

„Willkommen hier in meinem Reiche!“
Spricht er mit arger Freundlichkeit;
„Hier darf ich schlürfen bis zur Neige,
Den Becher eurer Lieblichkeit.“

„Hier endlich wird sich mir erschliessen
Der Liebe Quell' an eurer Brust!
Wohlauf, mein Lieb, lass uns geniessen
Der flücht'gen Stunde süsse Lust!“

Und schon mit schrekenden Gebärden
Strekt er nach ihr die rohe Hand.
Wer soll ihr nun ein Retter werden,
Vom Himmel gnädig ihr gesandt?

Rasch hat sie sich zur Flucht gewendet;
Doch wie ein wuterfülltes Thier
Ihr nach der Jäger; bald geendet
Wird sein der Wettlauf, wehe ihr!

Schon fühlt sie ihre Kraft ermatten,
Und jeder Hoffnungsstral entschwand,
Als sie, entflohn des Waldes Schatten,
Sich sieht an eines Abgrunds Rand.

Sie starrt, als ob der Tod ihr riefe,
Und schaudernd bliket sie hinab,
Wo in der schrekenvollen Tiefe
Sich öffnet ein gewisses Grab.

Und nieder stürzt sie auf die Kniee,
Und hebt die Hände himmelan:
„Der Unschuld Schüzerin, Marie,
Nimm gnädig deiner Magd dich an!“

Sie ruft's, und zwischen Tod und Schande
Hat sie getroffen schnell die Wahl,
Und muthig springt sie von dem Rande
Der Felsenwand hinab zu Thal.

Doch sieh, von sanftem Rosenlichte
Erglänzt die Tiefe hell und hehr,
Und von des Himmels Angesichte
Ergiesset sich ein Düftemeer.

Die Himmelsmutter hat vernommen
Das Flehen ihrer treuen Magd,
Und ihre Engel sind gekommen,
Ob ihr zu halten sichre Wacht.

Und leichten Fluges schwebt sie nieder,
Zur Seiten ihr der Engel Schaar,
Die, als der Unschuld treue Hüter,
Vor Tod sie schüzen und Gefahr.

Noch steht das Kreuz, des Wunders Zeichen,
Auf steiler Felsenstirn erhöht,
Oft in der Nächte stillem Schweigen
Von lichtem Heil'genschein umweht.

Nach einer andern, hiervon etwas abweichenden Sage soll eine Jungfrau, zum Beweise ihrer Unschuld, von dem Felsen herabgesprungen sein, ohne sich im Mindesten zu verlezen. Man sieht, in der Hauptsache stimmen beiderlei Sagen mit einander überein, und es wäre wohl möglich, dass ihnen eine bestimmte Thatsache zu Grunde läge, welche zu ermitteln jedoch nicht gelingen wird.

Nicht minder merkwürdig, als der Jungfernsprung, ist der auf der entgegengeseczten Seite von Dahn gelegene Berg mit einer dem h. Michael geweihten Kapelle. Ausserdem, dass man

von hier aus den schönsten Überblik über Dahn hat, erhebt sich hier neben der Kapelle ebenfalls schwindelnd hoch ein frei stehender Fels, der, von ferne gesehen, einem Gebäude nicht unähnlich ist.

Der Schuz und die Sicherheit, welche die rauhe, unwegsame Gegend gewährte, mag Ursache gewesen sein, dass so viele Burgen, deren grossartige Trümmer uns jezt noch Staunen abnöthigen, hier entstanden. Dahn hatte deren drei aufzuweisen. *Neudahn*, eine nicht besonders bedeutende Ruine, liegt auf der rechten Seite der Lauter auf einem Bergvorsprung. Die Zeit seiner Erbauung ist unbekannt; doch scheint es, wie aus dem Namen schon erhellt, erst in späterer Zeit entstanden zu sein. Man vermuthet, dass es die Stelle einnehme, auf welcher sich der *Tannstein* befand, die Burg des Räubers *Stophes*, welche 1372 durch die Bürger von Speier zerstört wurde, bei welcher Gelegenheit man viele Gefangene und verweste Leichname darin fand. Walter von Dahn, der Stiefsohn von Stophes, erhielt 1401 von Kurfürst Ruprecht III. die Burg zu Lehen. Dieselbe scheint bald darauf ein Eigenthum des Bisthums Speier geworden zu sein. Denn wir finden, dass sie dem Bischof von Speier zurükgestellt wurde, nachdem sie von dem Kurfürsten von Trier und von der Pfalz, zur Wiederherstellung des von Franz von Sikingen und dessen Anhängern gestörten Friedens, im Mai 1523 eingenommen worden war. Als Denkwürdigkeit führt die Chronik an, dass 1552 König Heinrich von Frankreich auf der Burg bei Christoph v. Dahn übernachtet habe, als dessen Hausfrau eben im Wochenbette lag.

Weit bedeutender und umfangreicher sind die Reste der beiden andern Burgen, *Altdahn* und *Grafendahn*, welche neben einander erbaut waren, so dass sie eigentlich nur Eine Ruine bilden. Sie erheben sich auf einem nordöstlich von Dahn gelegenen grossen und hohen Berge, dessen ganzes Plateau sie einnehmen. Viele Theile sind noch ziemlich wohl erhalten. Beide Burgen waren gleichsam in die Felsen hineingebaut, und müssen, allem Anscheine nach, sehr fest und stark gewesen sein. Mehrere ganz in Felsen gehauene Gemächer sind noch zu sehen. Ein solches, mitten in Felsen angebrachtes von sonderbarer Art, kam vor mehreren Jahren zum Vorschein, als ein innerhalb des Burgraumes befindlicher grosser Felsblok entzweibrach und herabstürzte. Es hatte die Gestalt eines umgekehrten Trichters und diente ohne

Zweifel als Gefängniss, in das kein Lichtstrahl fiel, und aus dem kein Entrinnen möglich war.

Äusserst kärglich sind die Nachrichten, die wir über die Geschichte beider Burgen besizen. Das Wenige, was wir von ihnen wissen, beschränkt sich darauf, dass Altdahn ein Lehen des Bisthums Speier war, von welchem die Herren von Dahn ihren Namen hatten. Es wurde mit Neudahn 1523 eingenommen, und fiel 1603, in welchem Jahre Ludwig von Dahn, der lezte seines Geschlechtes, gestorben war, an das Bisthum zurük. Grafendahn war dem Kloster Weissenburg zugehörig, welches Wilhelm von Weinstein damit belehnt hatte. Dieser verkaufte es 1339 an die Grafen von Sponheim, von denen es auf die Herzoge von Zweibrüken durch Erbschaft überging. Im J. 1463 wurde es als Pfandlehen dem Kurfürsten Friedrich I. zur Einlösung überlassen, worauf es seine Besizer mehreremale wechselte. Während dem dreissigjährigen Kriege liess es das Kloster Weissenburg besezt halten, bis es 1648 an die Freiherrn von Waldenburg, die sogenannten Schenkherren, gelangte. Beide Burgen, so wie Neudahn, fanden 1680 durch die Franzosen ihren Untergang.

Drei Stunden von Dahn finden wir das Dörfchen *Schönau*, das seinen Namen seiner schönen Lage verdankt. Auf dem Wege dahin erbliken wir einen freistehenden Felsen, der, wenn die Fantasie auch nur ein weniges hinzuthut, von einer gewissen Seite her gesehen, eine kolossale Büste Napoleon's darstellt. Das vortreffliche Eisenwerk, wodurch Schönau sich auszeichnet, wurde im 16. Jahrhundert angelegt. Es war früher Staatseigenthum, und ist jezt im Besiz des Herrn von Gienanth, der sämmtliche dazu gehörige Gebäulichkeiten ganz neu hergestellt hat.

Oberhalb Schönau, auf der Spize des höchsten Berges in der Gegend, lag die ehemalige Reichsfeste *Wegelnburg*, welche schon 1272 von den Strassburgern und dem Herrn von Ochsenstein, Landvogt in Elsass, eingenommen und zerstört wurde. Bei der pfälzischen Ländertheilung kam sie an Ludwig und Stephan gemeinschaftlich. Nach sieben Jahren aber erhielt dieselbe Herzog Stephan durch Tausch allein. Sie blieb in der Folge bei dem Zweibrückischen Hause, und gab dem Amte Wegelnburg seinen Namen. Ihre Zerstörung, so wie die der übrigen Burgen in der Umgegend, geschah 1680 durch die Franzosen.

Nur sehr wenige Reste sind von der Burg noch übrig, kaum

dass einzelnes Gemäuer noch erkennen lässt, dass auf dieser Stelle eine Menschenwohnung sich befunden. Es erfordert grosse Mühe und Anstrengung, bis auf den höchsten Punkt zu gelangen. Der ganze obere Theil des Berges ist mit einer fast undurchdringlichen Wildniss bedekt, in welcher sich, selbst in Begleitung eines Führers, zurecht zu finden so schwierig ist, dass man oft versucht werden könnte, der Volkssage Glauben zu schenken, welche behauptet, eine verzauberte Prinzessin harre hier oben in einem mit Gold und Silber und Edelsteinen angefüllten Gemache auf Erlösung; Alle aber, welche sich zu diesem Zweke naheten, würden von nekischen Geistern, welche die Schäze bewachten, in die Irre geführt. Herrlich ist die Aussicht von der Höhe. Weit hinein nach Elsass dringt der Blik über waldige Berge und gesegnete Fluren; auf der andern Seite trifft das Auge auf die Höhen des Haardtgebirges, und überschaut in Einem Blike die ganze wunderbare Umgebung von Dahn. Gerade gegenüber, auf beinahe gleich hoher Bergspize, zeigen sich die Ruinen der ehemals Sikingischen Feste *Hohenburg,* und etwas tiefer die merkwürdige Burg *Flekenstein,* beide auf französischem Gebiete. Ganz unten am Fusse des Berges ruht unter Obstbäumen in malerischer Lage das Dörfchen *Nothweiler,* welchem gegenüber die Ruine *Kulmenfels* sich erhebt.

Ganz in der Nähe von Schönau befinden sich noch die Burgen *Blumenstein,* welches den Edeln v. Flekenstein zugehörte und schon 1592 eine Ruine war, und *Wasichenstein* oder *Wasenstein,* wahrscheinlich der Waschenstein des Niebelungenlieds, bei welchem Walther von Spanien Hagen's Freunde erschlug, was Hildebrand Hagen zum Vorwurf macht.

> Nu wer was, der uf einem Schilde vor dem Waschensteine saz,
> Do im von Spanie Walther so vil der vriunde sluch?

Von Nothweiler führt ein anmuthiger Waldweg nach dem romantisch gelegenen Dorfe *Erlenbach,* in dessen Nähe sich auf einem nicht hohen Bergkegel die interessanten Ruinen der Burg *Berwartstein,* oder, nach der Volkssprache, *Bärbelstein,* zeigen. Die Burg ruhte auf einem gewaltigen Felsen, welcher selbst einen grossen Theil von ihr bildete, indem er beinahe ganz zu Gemächern und Gängen ausgehöhlt ist, welche grossentheils noch jezt zugänglich sind. Kaiser Friedrich I. hatte die Burg 1152 dem

Hochstifte Speier zur Seelenrettung geschenkt. Obgleich dieselbe, ihrer natürlichen Beschaffenheit nach, als uneinnehmbar erscheinen musste, so wurde sie doch, weil von da aus die Strassen beraubt wurden, 1314 von den Bürgern von Strassburg und Hagenau nach 5wöchentlicher Belagerung erobert. Fast sollte man glauben, dass diese Eroberung nur durch Verrath möglich geworden sei, da die Burg mit Proviant reichlich versehen war, und man anzunehmen geneigt sein könnte, dass mit den damaligen Belagerungswerkzeugen gegen diese Felsenmassen nur wenig auszurichten war. — Im J. 1347 verkaufte Otto von Weingarten die Burg an die Abtei Weissenburg, welche dieselbe jedoch von Ludwig dem Baier und Carl IV. zu Lehen nahm, unter dem Versprechen, den Strassburgern von da aus niemals Schaden zuzufügen. Der kurpfälzische Marschall, Johann von Dratt, erhielt 1485 die Burg, nachdem er sie eingenommen hatte, von dem Kurfürsten Philipp zu Lehen. Nach dem dreissigjährigen Kriege waren die Herren von Waldenburg Besizer derselben bis zu ihrer 1680 erfolgten Zerstörung.

Auf dem gegenüberliegenden Berge befindet sich noch einiges Mauerwerk von dem ehemaligen Raubschlosse *Kleinfrankreich*, welches dieselben Herrn und Schiksale, wie der Berwartstein, hatte.

Nicht weit von Erlenbach, bei dem Dorfe *Vorderweidenthal*, befinden sich die Ruinen der Feste *Lindelbronn*, welche die Grafen von Zweibrüken-Bitsch und von Leiningen gemeinschaftlich besassen. Als Merkwürdigkeit verdient hierbei angeführt zu werden, dass, als 1450 Graf Friedrich von Zweibrüken-Bitsch, und, im Namen des Grafen Emich v. Leiningen, Kunz Pfeil v. Ulmbach mit etlichen Dienern Einlass in die Burg begehrten, die beiderseitigen Burgmänner, Simon Mauchenheimer und Heinrich Holzapfel, ihnen denselben verweigerten, so dass beide Grafen endlich genöthigt waren, ihre Burg zu belagern und sich mit Gewalt wieder in den Besiz derselben zu sezen.

Eine der sehenswerthesten Burgen der ganzen Gegend ist der bei dem Dorfe *Busenberg* auf einem steilen Berge liegende *Drachenfels*, auf welchen aufmerksam zu machen wir um so weniger unterlassen wollen, als man leicht versucht werden könnte, ihn nicht zu besteigen, da er, vom Fusse des Berges aus gesehen, ganz unbedeutend und nur eine unförmliche Felsenmasse zu sein scheint. Von dem Mauerwerk ist nur noch wenig vorhanden.

Dagegen ist die Bearbeitung des Felsens, welcher der Burg zur Unterlage diente, so merkwürdig, dass es sich wohl der Mühe verlohnt, den Berg zu besteigen. Hatten wir schon bei dem Berwartsteine Gelegenheit, die Ausdauer zu bewundern, welche erforderlich war zum Durchschroten der Felsen, so ist dies hier in noch weit höherem Grade der Fall. Der ganze Felsen ist künstlich ausgehöhlt; nach allen Richtungen hin sind von unten auf Gänge durch denselben gehauen, durch die man bequem bis auf die obere Fläche desselben gelangt. Man weiss nicht, soll man mehr staunen über den Gedanken zu einem solchen Riesenwerke, oder über die wirkliche Ausführung. Wild und erhaben, wie die Natur, sind auch die Werke, die der Mensch hier aufgeführt hat.

So fest auch die Burg war, so wurde sie doch 1335 von den Strassburgern eingenommen und zerstört. Durch Kauf kam sie 1344 an die Grafen von Zweibrüken-Bitsch. Den grösseren Theil davon erhielten im 15. Jahrhundert, als Zweibrüken-Bitscher Lehen, die Herren von Dürkheim. Den übrigen Theil hatten sie mit mehreren Ganerben gemeinschaftlich, unter denen Franz von Sikingen der siebente war. Da sämmtliche Ganerben dem Landauer Bunde, an dessen Spize Franz von Sikingen stand, beigetreten waren, so wurde Drachenfels 1523 von den Kurfürsten von der Pfalz und von Trier und dem Landgrafen von Hessen erobert und ausgebrannt.

Werfen wir nun zum Schlusse noch einmal einen Blik auf unsere Umgebungen, und fassen dieselben in ihrer Totalität zusammen, so werden wir das im Eingang Bemerkte vollkommen bestätigt finden. Klein und machtlos erscheint sich hier der Mensch. Wenn irgendwo, so muss ihm hier, dieser gewaltigen Natur gegenüber, seine Ohnmacht klar werden; zugleich aber auch ein stolzes Gefühl ihn beschleichen, wenn er bedenkt, dass ihm dennoch vergönnt ist, diese Natur in seinen Dienst zu zwingen. Nicht ohne Ehrfurcht vor der seit Uranfang an ungeschwächt fortwirkenden Kraft derselben, werden wir aus unserem Thale scheiden, das uns dieselbe von einer neuen, aber darum nicht minder bewundernswerthen Seite kennen gelehrt hat.

Das Haardtgebirge.

Hat mit liebender Hand die Natur dir den Blik geweiht,
Fremdling, und dir das Herz mit empfänglichem Sinn begabt,
Dass du gern dem Gewühle der lärmenden Stadt entfliehst,
Um zu laben den Blik an dem leuchtenden Himmelsblau,
Und an schwellender Saaten und lachender Wiesen Grün;
Um das Ohr zu erquiken an munterem Vogelsang,
Und im Glanze der Sonne zu schwelgen in Blüthenduft:
Ward solch glüklich Geschik dir beschieden, so komm' zur Haardt!

Weithin dehnen in wechselndem Schmuk die Gefilde sich,
Die in duftiger Ferne der prangende Rhein umschlingt
Mit den grünlichen Fluthen und kosendem Wellenschlag.
Ueber stattliche Dörfer in blühender Haine Kranz,
Wo im Dunkel des Abends der Nachtigall Flötenton
Weicher stimmet des Herzens Empfindungen, schweift der Blik.
Nirgends siehst du die Hügel entblöst von der Reben Grün;
Wo ein Flekchen sich zeigt, das die wärmende Sonne küsst,
Hat geschäftige Hand es bestellt zu der Traube Zucht,
Die den köstlichen Wein, den Verscheucher des Grams, erzeugt.
Auf den Gipfeln der höheren Berge erheben sich
Ernst in modernden Trümmern die Zeugen entschwundner Zeit,
Melancholisch umflüstert von säuselnder Lüfte Hauch.
Ob dein Aug' in der Nähe verweilt, ob es fernhin dringt,
Allenthalben erblikt es der Zaubergebilde viel,
Zweifelnd, welchem den rühmenden Preis es verleihen soll.
Komm', durchwandre mit mir das erneuete Paradies!

Sieh', schon wandelt in kleineren Bogen am Firmament,
Oft von Nebeln und Wolken verschleiert, die Sonne hin;
Auf den Feldern hat rüstig die Sichel ihr Werk vollbracht,
Eingeheimst sind die Garben, des ländlichen Schweisses Lohn;
Schon entflattert im Winde den Bäumen manch welkes Blatt,
Und zur Ruhe schon neigt die Natur sich, des Schaffens müd'.
Da vernimmt in der Stille der endenden Nacht dein Ohr
Lautes Rädergerassel und rufender Stimmen Ton,
Gleich als gält es zu dämpfen entfesselten Feuers Wut.
Aber dieses Getös ist nicht schrekender Deutung voll;
Nein, es deutet auf Jubel und rauschende Herbstesluſt.
Golden winket die Traub' aus dem welken Laub,

Und die Zeit ist gekommen, zu sammeln die edle Frucht,
Die zur Freude des Herzens ein gütiger Gott erschuf.
Aber langsam entsteiget die Sonne des Rheines Flut,
Und beleuchtet der ämsigen Sammler Geschäftigkeit.
Scherz und Lachen beleben der sonnigen Hügel Reih'n,
Und in munteren Weisen erschallet des Winzers Lied.
Rüstig regen die Hände sich, fördernd des Tages Werk,
Bis die Sonne sich senket und längere Schatten wirft.
Feuer lodern nun auf, zu erhöhen die laute Lust,
Werfend glühenden Schein in die grauliche Dämmerung.
Dankbar opfern die Frohen dem lächelnden Gott des Weins,
Der den sehnlichen Wünschen in Fülle Gewährung gab.
Wilder brauset der Jubel hinaus in die Abendluft,
Knatternd rollt durch die Buchten der Berge der Schüsse Knall,
Und in rauschenden Taumel verliert sich die Fröhlichkeit.
Heim dann ziehet die jauchzende Schaar in der Sterne Schein,
Froh des kommenden Tags, der erneuete Lust verspricht.

Solcher Freuden ist reich die vom Himmel geliebte Haardt!
Unversieglich entströmt ihr der höchsten Genüsse Quell.
Komm', und mische dich unter die Fröhlichen; überall
Wirst du herzlich empfangen, als kennte man längst dich schon.
Reicher wird in dem Kreise gemüthlicher Menschen dir
Sich enthüllen die Pracht der Natur, und mit Zauberkraft
Wird beherrschen für immer das liebliche Bild dein Herz.

Wir befinden uns hier in dem schönsten und ohne Widerstreit gesegnetsten Theile der Pfalz. Ein südlicher Himmel schwebt über dem wonnereichen Hügelland, das die Natur sich zu ihrem Liebling ausersehen zu haben scheint. Ganz im Gegensaze zu der Gegend, die wir eben verlassen haben, und wo wir die Natur in ihrer oft erschrekenden Nakthеit kennen lernten, stellt dieselbe sich uns hier in ihrem reichsten Schmuke dar. Mit Wohlgefallen ruht das Auge auf den schön geformten, in anmuthigen Gruppen hingelagerten Hügeln, hinter denen hohe, mit dichtem Wald bedekte Berge sich erheben. Herrliche Kastanienwälder wechseln ab mit wohl gepflegten Rebenpflanzungen, und zahlreiche Dörfer, deren Aeusseres schon den Wohlstand der Bewohner verkündet, schimmern hervor aus den sie beschattenden Obsthainen. Kein Wunder, dass auch der Mensch hier, wo ihn Alles um ihn her anlächelt, und die Natur seinen Bemühungen auf halbem Wege entgegenkommt, regsameren und aufgewekteren Geistes ist, als da, wo ein undankbarer Boden sein ganzes Sinnen auf die Erde gerichtet hält. Unverwüstliche Heiterkeit und edle Freimüthigkeit ist das beneidenswerthe Erbtheil des Bewohners der Haardt, in

dessen Besiz er sich, selbst beim Genusse eines nicht glänzenden Lebenslooses, zu behaupten weiss.

Wer einmal hier die Freuden des unverkümmerten Anschauens der gleichsam mit sich selbst wetteifernden Natur genossen hat, der wird gerne, so oft es ihm vergönnt ist, wieder hierher zurükkehren; denn Alles, was anderswo nur vereinzelt zu finden ist, das ist hier in ein grosses, nie Ueberdruss erwekendes Ganze vereinigt, und nicht übertrieben ist die Behauptung, dass die Haardt, ohne zu verlieren, sich in jeder Beziehung den gepriesensten und eben darum besuchtesten Gegenden an die Seite stellen darf. Einen eigenen Reiz gewähren derselben die vielen malerischen Burgruinen, die längs dem ganzen Gebirge auf den schönsten Punkten die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und zu ihrem Besuche einladen. Sie bieten Alle mehr oder weniger dieselbe entzükende Fernsicht dar. Das ganze reiche Rheinthal mit seinen Städten und Dörfern liegt vor dem Blike, und reisst unwiderstehlich zur Bewunderung hin. Die Nähe und die Ferne entfalten sich in gleicher Pracht, und lassen auch hochfliegenden Anforderungen nichts zu wünschen übrig.

Das Haardtgebirge ist ein Zweig der Vogesen, und durchzieht in nordöstlicher Richtung die ganze Pfalz. Gewöhnlich begeift man unter jenem Namen blos den Höhenzug von Landau an bis nach Dürkheim hinab. Die richtigere Schreibart des Namens würde *Hart* sein, welches im Altdeutschen einen Wald bedeutet, und das auch noch in dem Namen Spessart übrig ist, der vor Alters Spehtshart hiess. Woher es kam, dass jener ganz allgemeine Name nach und nach zur Bezeichnung eines besondern Landstriches gebraucht wurde, lässt sich nicht angeben.

Wenn wir nun bei unserer Schilderung des an Schönheiten so reichen Haardtgebirges etwas mehr in's Einzelne gehen, so kann es unsre Absicht nicht sein, Alles, und zwar mit gleicher Ausführlichkeit, zu behandeln. Zu unserem Zwek ist es hinreichend, blos den bedeutenderen und in gewissen Beziehungen ausgezeichnetsten Punkten unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Wir machen den Anfang mit *Bergzabern,* einem freundlichen Städtchen, das, von Gärten, Wiesen, Äckern und Weinbergen umgeben, anmuthig an dem Fusse eines Berges liegt. Es verdankt seine Entstehung den Römern, welche hier einen Engpass, der einen Weg in den Vogesus darbot, befestigt hatten. Die Zeit,

wann dies geschah, lässt sich nicht bestimmen. Der Sage nach wurde es von Julius Cäsar angelegt, als er im nahen Münsterthale mit seinem Heere überwinterte. — Bergzabern gehörte den Grafen von Zweibrüken, und erhielt 1286 von Kaiser Rudolph Stadtrechte. In der Fehde zwischen dem Pfalzgrafen Friedrich und dem Herzog Ludwig von Zweibrüken, wurde es 1455 von Friedrich nach 24tägiger Belagerung eingenommen, aber bald dem Herzog Ludwig zurükgegeben. Im dreissigjährigen Kriege wurde es durch Hunger und Seuchen beinahe gänzlich entvölkert und verödet, so dass der Marktplaz mit Gras und Gesträuch sich bedekte. Bald darauf, 1676, kam noch grösseres Unglük. Ihrem Mordbrennersysteme getreu, äscherten es die Franzosen ein, nachdem sie vorher Alles rein ausgeplündert hatten. Dabei erlaubten sie sich noch den Hohn, dass sie die armen Einwohner zwangen, selber die Stadtmauern niederzureissen. Bei dieser Gelegenheit ging auch das Schloss, welches Herzog Wolfgang 1561 angefangen und sein Sohn Johannes I. 1579 vollendet hatte, in Flammen auf. Herzog Gustav Samuel Leopold stellte dasselbe 1725 wieder her. Jezt ist nur noch das Hauptgebäude davon übrig, welches Privateigenthum ist.

In dem Schlosse soll sich ehemals ein Marmor befunden haben, mit der Inschrift:

Vosego
Maxsii
minus
V. S. L. L.

Ein Beweis, dass die Römer auch den Vogesus vergöttert hatten und ihm göttliche Ehre erwiesen.

Bergzabern ist der Geburtsort des berühmten Arztes *Jacobus Theodorus*, welcher sich davon *Tabernaemontanus* nannte. Er war es, der in seinem »neuen Wasserschaz« zuerst auf die trefflichen Eigenschaften des neu entdekten Sauerbrunnens zu Langenschwalbach aufmerksam machte.

In der Nähe von Bergzabern finden sich, besonders in harten Wintern, Schaaren von einer besondern Art Vögel ein, welche das Volk Böhemer nennt, und die für eine lekere Speise gelten. Merkwürdig ist die Art des Fanges derselben. Man geht nämlich in der Nacht mit Fakeln in den Wald, wo jene Vögel in dichtgedrängten Reihen auf den Aesten der Bäume sizen, und schiesst

sie mit Blasröhren herunter. Sobald einer aus der Reihe fällt, rüken die dummen Thiere sogleich wieder fest zusammen. Die einzige Vorsichtsmassregel, welche hierbei beobachtet werden muss, ist, auch das geringste Geräusch zu vermeiden, weil sonst die Vögel augenbliklich davon fliegen würden. Darum sind immer mehrere Personen zum Fang erforderlich, deren jede ihre besondere Verrichtung dabei hat. Es scheint, dass die Vögel durch das Fakellicht geblendet werden, so dass sie nichts von dem wahrnehmen, was um sie her vorgeht.

Unterhalb Bergzabern, bei dem Dorfe *Klingenmünster*, erheben sich auf einem Bergvorsprung die Ruinen der Burg *Landek*. Ein bequemer Weg führt durch Kastanienwald den nicht hohen Berg hinan, von wo aus sich eine, wenn auch nicht grosse, doch um so freundlichere und heimlichere Aussicht zeigt. Das Bedeutendste, was von der Burg noch übrig ist, ist der grosse vierekige Thurm, der seinen Eingang ungefähr in der Mitte seiner Höhe hat. Alles Andere, mit Ausnahme der mit kleinen runden Thürmen versehenen Ringmauer, befindet sich in sehr grossem Verfall.

Ueber den Ursprung und die ältesten Besizer der Burg fehlen glaubwürdige Nachrichten. Die Sage erzählt, dass sie 420 von Landfred, einem Statthalter der fränkischen Könige, erbaut, und von König Dagobert 620 erweitert und zum königlichen Stuhle bestimmt worden sei. Im 13. Jahrhundert erscheinen die Grafen von Leiningen und von Zweibrücken als gleichzeitige Besizer derselben. Später erhielten auch die Herren von Ochsenstein Theil daran, welche 1504 ihren Antheil an das Hochstift Speier verkauften. Schon 1510 besass Kurpfalz die Hälfte davon, das späterhin das Ganze an sich brachte.

Am Fusse des Berges lag ehedem das Kloster *Blidenfeld*, das jezt beinahe spurlos verschwunden ist. Vermuthlich ist das sogenannte Magdalenenstift, ein Hof, der auf dem Wege nach der Burg hin liegt, und bei dem sich eine jezt zu weltlichen Zweken verwendete Kapelle befindet, ein Ueberbleibsel dieses Klosters.

Bedeutender und interessanter, als Landek, ist die bei dem Dorfe *Eschbach* auf einem hohen Berge liegende *Madenburg*, oder, wie sie in früherer Zeit hiess, *Magdenburg* oder *Maidenburg*. Sie hatte, wie die grossartigen Ruinen, unter denen sich noch Vieles wohl erhalten findet, zeigen, eine sehr grosse Ausdehnung, und verband beides, sowohl feste, als entzükende Lage, auf die glük-

lichste Art mit einander. Am ganzen Gebirge findet sich kein Punkt, welcher diesen hier an Schönheit überträfe. Das Eigenthümliche, wodurch er sich vor allen übrigen überraschend auszeichnet, ist, dass sich hier oben ein beinahe vollständiges Rundgemälde vor den Bliken entfaltet, das an Pracht und Erhabenheit wenige seines Gleichen finden möchte. Während auf der einen Seite das, in der Ferne von den duftigen Höhen des Schwarz- und Odenwaldes begrenzte Rheinthal im reichsten Schmuke, von Strassburg bis zum Melibokus hinab, sichtbar ist, überblikt das Auge gegen Westen hin die, mit der ebengenannten Aussicht im schärfsten Contraste stehende, wild romantische Umgebung von Dahn. Was die Natur Zartes und Reizendes, und wiederum Rauhes und Unheimliches geschaffen, das bringt sie hier, gleichsam um ihre Machtvollkommenheit auf's Unzweideutigste zu beurkunden, mit Einem Male vor den Blik, der sich erstaunt und bewundernd von dem Einen zu dem Andern wendet, und nicht weiss, wobei er am liebsten und längsten verweilen soll. Über das Ganze ist ein Zauber ausgegossen, der sich nur sehen und empfinden, aber nicht beschreiben lässt.

Geheimnissvoll umgeben
Von ihrer Wunder Pracht,
Lebt die Natur ein Leben,
Gehüllt in Zaubernacht.
Was dort sie träumt und dichtet
In stillem Heiligthum,
Hat noch kein Mund berichtet;
Sie selber bleibet stumm.

Nie ist hinabgedrungen
Des Menschen keker Blik
In ihre Dämmerungen,
In denen das Geschik
Der Wesen wird gesponnen
Auf tief verborgnem Grund,
Bis es an's Licht der Sonnen
Hervortritt offenkund.

Wem aber einen Funken
Sie ihres Geistes lieh,
Den ziehet wonnetrunken
Zu ihr die Sympathie;
Dem zeigt sie in Gesichten
Ihr Wirken treu und klar,
Dem wird ihr stilles Dichten
Und Träumen offenbar.

Was die Geschichte der Burg betrifft, so reichen die ältesten Nachrichten, die wir davon besizen, nicht weiter als bis ins 13. Jahrhundert. Als den ersten bekannten Besizer der Burg finden wir einen Grafen Friedrich von Leiningen. Einer seiner Nachkommen, Landgraf Hesso von Leiningen verpfändete dieselbe im Anfange des 15. Jahrhunderts an die Herren von Flekenstein und von Sikingen. Nachdem die Grafen von Leiningen 1432 die Burg wieder ausgelöst hatten, verpfändeten sie dieselbe abermals an die Stadt Landau, von welcher sie an die Edeln von Landek und von Heidek überging. Von diesen leztern brachte sie 1525 der Herzog Ulrich von Würtemberg durch Kauf an sich, der sie nach fünf Jahren dem Bischof Georg von Speier überliess.

Im Bauernkrieg bemächtigten sich die Bauern der Burg, trieben, in Gemeinschaft mit der Besazung, welche zu ihnen übergegangen war, ihren Muthwillen darin, und stekten sie bei ihrem Abzug in Brand. Noch im nämlichen Jahre aber wurde sie auf Kosten der Bauern wieder hergestellt. Im dreissigjährigen Kriege wurde sie 1622, auf Befehl des Grafen von Mansfeld, von dem Grafen von Löwenstein erobert und zum Theil zerstört, und 1634 nebst Landau von den Franzosen eingenommen, aber 1650 in Folge des Westphälischen Friedens dem Hochstifte Speier wieder zurükgestellt. Der gänzlichen Zerstörung unterlag sie 1680 durch den französischen Commandanten Monclar.

Merkwürdig ist ihres Alters wegen die bei dem Dörfchen *Leinsweiler*, auf hoher Bergspize ruhende Feste *Neukastel*, von der jedoch nur noch wenige Trümmer mehr vorhanden sind. Sie soll über einem Römercastell neu erbaut worden sein, wovon auch ihr Name herrühre. Sie war Eigenthum der Salischen Kaiser und der Hohenstaufen, nach deren Erlöschen sie Reichsfeste wurde. Im J. 1330 aber kam sie als Reichspfandschaft an die Pfalzgrafen. Bei der Pfälzischen Ländertheilung fiel sie an Herzog Stephan von Zweibrüken, bei dessen Nachkommen sie verblieb. Von den Bauern 1525 ebenfalls grossentheils in Asche gelegt, wurde sie von Herzog Ludwig II. wieder hergestellt, aber 1680, wie die Madenburg, geschleift.

Wir entfernen uns nun etwas von dem Gebirge, um uns nach *Landau* zu begeben, der deutschen Bundesfestung, die über ihren Thoren noch die von Ludwig XIV. herrührende pompeuse Inschrift führt: Nec pluribus impar. Die Stadt, welche von der

Queich durchströmt wird, ist ziemlich regelmässig gebaut, und, da sie 1689 beinahe ganz abbrannte, zum grössten Theile neu. Unter ihren öffentlichen Gebäuden sind die bedeutendsten das Commandantschaftsgebäude an dem grossen Paradeplaze, und die neue Kaserne. Die einzige Kirche, welche die Stadt gegenwärtig besizt, rührt aus dem J. 1281 her. Die ehemalige Augustinerkirche, welche schon um das J. 1200 erbaut worden sein soll, dient nun als Zeughaus. Auf der Spize ihres Thürmchens hängt noch die Jakobinermüze, welche in der Revolution darauf befestigt worden ist.

Dass Landau schon von Attila zerstört, und von Landfred, einem Allemannischen Herzoge, von dem es seinen Namen habe, um das J. 750 wieder erbaut worden sei, ist eine leere Sage, wahrscheinlich entstanden aus dem Bestreben, der Stadt durch Beilegung eines hohen Alters ein grösseres Ansehen zu geben, und zugleich den Ursprung ihres Namens auf bedeutsame Art zu erklären. Dieser aber scheint wohl eher daher zu kommen, »dieweil man aus dem diken waldichten Gebirg Wasgau hie heraus in eine schöne lustige Auen, gleichsam des ganzen Lands Aue, kommt.« *Sebastian Münster* in seiner Kosmographie sagt von dem Ursprung und der Lage der Stadt: »die Inwohner wissen den Ursprung ihrer Stadt nit. Ist vor Jahren gering und klein gewesen, hernacher hat man drei Dörfer, so zunächst daran gelegen, in die Stadt gezogen, und in diese Form gericht, wie sie heutiges Tags steht. Das Land um diese Stadt ist gar fruchtbar, und liegen innerhalb zwo Meilen ringsherum auf vierthalb hundert Fleken und Dörfer, welche die Wochenmärkt zu Landau mit Kaufen und Verkaufen pfleglich besuchen.«

Zuverlässige Nachrichten über Landau hat man erst von 1268 an, in welchem Jahre Graf Emich IV. von Leiningen mit dem Orte Landau von Kaiser und Reich belehnt war. Späterhin 1291, wurde dasselbe von Kaiser Rudolph I. zur freien Reichsstadt erhoben, worauf es Befestigung erhielt. In dem Kriege zwischen Ludwig dem Baiern und Friedrich von Oestreich war Landau auf der Seite dieses leztern, und hatte zu dessen Gunsten Speier eingenommen. Zur Strafe dafür wurde es von Ludwig dem Hochstifte Speier verpfändet, in welcher Pfandschaft es bis 1511 verblieb. Schon frühzeitig scheint die Stadt für einen in militärischer Beziehung wichtigen Punkt gehalten worden zu

sein. Siebenmal wurde sie im dreissigjährigen Kriege belagert und eingenommen, ein Zeichen, dass kein geringer Werth auf den Besitz derselben gelegt wurde. Im J. 1680 war es, dass Landau förmlich von dem deutschen Reiche losgerissen und Frankreich einverleibt wurde. Um den Besiz der Stadt, nach welcher er schon längst getrachtet hatte, deren ganze Befestigung aber nur in Mauern, Thürmen und Gräben bestand, sich möglichst zu sichern, liess Ludwig XIV. dieselbe 1686 durch Vauban so stark befestigen, dass dieser leztere selbst 1703, bei der Belagerung von Landau, welche er zu leiten hatte, gesagt haben soll: J'ai été capable de fortifier cette place, mais incapable de la prendre. Nachdem Landau von 1702—1713, in welchen Jahren es viermal belagert und genommen wurde, aus einer Hand in die andere gegangen war, blieb Frankreich endlich, kraft des Rastadt-Badener Friedens (1714) und des Barrieren-Tractats (1715), im ungestörten Besize desselben.

Der Anfang der französischen Revolution brachte Landau in grosse Bedrängniss, da die Deutschen Alles daran sezten, sich zum Meister davon zu machen, die Stadt dagegen mit seltener Ausdauer fortfuhr, sich, troz mehrfältigen Belagerungen und Aufforderungen zur Uebergabe, selbst troz dem fürchterlichen dreitägigen Bombardement im October 1793, zu behaupten. Ein verhängnissvoller Tag war für Landau der 20. December 1794. An diesem Tage flog, aus unbekannter Veranlassung, das Zeughaus in die Luft. Eine Menge von Gebäuden wurde theils gänzlich zerstört, theils so stark beschädigt, dass sie nicht mehr bewohnt werden konnten. Wie furchtbar die Explosion gewesen sein muss, geht daraus hervor, dass die Gloke, welche sich auf dem Thurme des drei Stokwerke hohen Stadthauses befand, bis in die Nähe von Godramstein geschleudert wurde, wo man sie erst später, tief in der Erde, wieder fand, und dass acht Centner schwere Quadersteine von dem Zeughause eine Viertelstunde weit fortgetrieben wurden. Ein ähnliches Unglük bedrohte im Herbste 1799 abermals die Stadt. Der im Fort befindliche Artilleriepark fuhr in die Luft, wodurch einige Zapfen der daselbst aufgehäuften Haubizen Feuer fingen, und der eiserne Laden des nahen Pulvermagazins aufgesprengt wurde. Durch einen glüklichen Zufall blieb das Pulver von dem Feuer unberührt, und über die Haubizen warfen sich voller Todesverachtung die

heldenmüthigen Soldaten, und erstikten das Feuer mit ihren Leibern.

In den Jahren 1814 und 1815 wurde Landau von den Russen und Preussen zweimal blokirt, ohne dass es sich ergeben hätte. Erst in Folge des Pariser Friedens wurde es an Oestreich übergeben, und später 1816 Baiern zugetheilt, und zwar als deutsche Bundesfestung, welche in Friedenszeiten blos von Baiern besezt sein sollte.

Die Festung, welche die Form eines beinahe regelmässigen Achteks hat, besteht aus einer sehr festen Citadelle, welche die Stadt selbst und die benachbarten Anhöhen beherrscht, und aus acht hohen regelmässigen Bastionen, ebenso vielen Ravelins, Blokhäusern, Minen u. s. w. Das zur Füllung der Festungsgräben erforderliche Wasser liefert die Queich.

Von Landau wollen wir nicht scheiden, ohne die Ruhestätte der Todten besucht zu haben. Unter Blumen und grünenden Gesträuchen schlummern hier, wie in einem blühenden Garten, die Abgeschiedenen, und dichtbelaubte Bäume werfen kühlende Schatten auf die Gräber, deren manches ein Herz bedekt, das in der Mittagshize des Lebens nirgends mochte Kühlung gefunden haben. Weniger schreklich erscheint der Gedanke an den Tod hier, an diesem Orte, wo uns eine frische, lebenvolle Natur umgibt, und wenn andere Begräbnissstätten durch ihre zu sehr an Vernichtung erinnernde Oede nur ein trauriges, wehmüthiges Gefühl erweken, so mischt sich hier diesem Gefühle eine sanfte Heiterkeit bei, die in dem Herzen freudige Hoffnungen hervorruft. Störend wirken nur die vielen, mitunter geschmaklosen, Denkmäler, in denen sich nur zu oft blos die Eitelkeit und die Prunkliebe der Ueberlebenden erkennen lässt. Und warum sind die verschiedenen Confessionen getrennt? Hebt der Tod nicht jede Scheidewand auf?

Der beiden Burgen *Scharfenek* und *Ramberg*, welche etwas tiefer im Gebirge liegen, erwähnen wir nur im Vorbeigehen. Ersteres, eine ausgedehnte Ruine mit vier schönen runden Thürmen, liegt bei dem Dörfchen *Dörrenbach* auf einem steilen Berge. Nach dem Aussterben der Herren von Scharfenek (1430) hatte Kurpfalz dasselbe an sich gebracht, und Kurfürst Friedrich, der Siegreiche, belehnte damit 1477 seinen natürlichen Sohn, Ludwig von Baiern, den Stammvater des Löwensteinischen Ge-

schlechtes. Im J. 1525 erlag die Burg der Wut der aufrührerischen Bauern, welche dem Schlosshauptmanne, der ihnen die Thore öffnete, zwar versprochen hatten, der Burg zu schonen, aber durch ein Ereigniss, das sie als ein Zeichen vom Himmel ansahen, veranlasst wurden, ihres Versprechens zu vergessen. Als sie nämlich über eine hohe hölzerne Brüke auf einen Thurm zuliefen, stürzte einer von der Höhe hinab in den Schlosshof, ohne sich zu beschädigen. Hierin erkannten sie eine vom Himmel selbst ausgesprochene Billigung ihrer Sache, und wurden dadurch in eine solche Begeisterung versezt, dass sie bei ihrem Abzuge, gleichsam zum Zeichen ihrer Freude, die Burg in Brand stekten, nachdem sie dieselbe vorher rein ausgeplündert hatten. Die endliche Zerstörung der Burg führte wahrscheinlich der französische Reunionskrieg (1680) herbei.

Ein gleiches Schiksal hatte *Ramberg*, das in seinen wenigen Ruinen bei dem, in einem Kirschwäldchen liegenden Dörfchen Ramberg zu finden ist. Der lezte Herr von Ramberg hatte kurz vor seinem Tode (1520) die Burg an die Herren von Dalberg verkauft, von denen sie einige Jahre später an die Grafen von Löwenstein veräussert wurde, welche bis zur französischen Revolution im Besiz derselben waren. Nach ihrer theilweisen Zerstörung im Bauernkriege wurde sie nicht wieder hergestellt. Gänzlich zerstört wurde sie 1680.

Bei unserer weiteren Wanderung längs dem Gebirge hinab erbliken wir auf der Spize eines hohen Berges bei dem grossen, schöngebauten Dorfe *Rhodt* die Trümmer der *Rietburg*, deren Erbauung in den Anfang des 13. Jahrhunderts fällt. Das Merkwürdigste aus der Geschichte der Burg ist eine keke That, welche einer ihrer Besizer verübte, und die einen interessanten Beitrag zur Charakterisirung des damaligen Zustandes des deutschen Reiches liefert. Als König Wilhelm von Holland sich im J. 1255 in Worms aufhielt, wollte seine Gemahlin einen Spazierritt nach der Feste Trifels machen. Hermann von Rietburg, ein Feind des Königs, hatte dies erfahren, und als die Königin unten an der Rietburg vorüber kam, nahm er sie mit ihrem Begleiter, einem Grafen von Waldek, gefangen, beraubte sie ihrer Kleinodien, und schleppte sie auf die Rietburg, von wo er sie jedoch bald wieder entlassen musste. Zur Strafe für diese That wurde die Burg zerstört.

In einiger Entfernung von der Rietburg ist das sogenannte Schänzel, wo sich das Denkmal befindet, welches Feldmarschall Wurmser dem Preussischen General Pfau sezen liess, der 1794, nach einer sehr tapfern Vertheidigung dieses Punktes, hier geblieben war.

Nicht weit von dem freundlich gelegenen Städtchen *Edenkoben*, das einen trefflichen Schwefelbrunnen, den sogenannten Kurbrunnen, besizt, dem nur nicht die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt zu werden scheint, begegnen wir bei dem Dörfchen *St. Martin* den Ruinen des ehemals Dalberg'schen Schlosses *Krobsburg*. Sie liegen auf einem nicht hohen Bergvorsprung, und gewähren eine reizende Aussicht in das Rheinthal. Sie sind in manchen Theilen noch wohl erhalten, werden aber entstellt durch die, von mehreren Familien bewohnten, ärmlichen Hütten, welche an das alte Mauerwerk angeklebt sind. In neuerer Zeit hat die Burg viel dadurch verloren, dass der jezige Eigenthümer derselben die schönsten Steine, besonders von den Thürmen, losgebrochen hat, um sie als Material zum Festungsbau nach Germersheim zu verkaufen. — Erbaut wurde die Burg wahrscheinlich zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Sie hatte nacheinander mehrerlei Besizer, unter welchen die Dalberge schon 1364 die eine Hälfte derselben inne hatten. Die andere Hälfte, welche Hans von Odenbach besass, brachten dieselben 1439 durch Kauf an sich. In der Fehde zwichen Kurfürst Friedrich dem Siegreichen und Herzog Ludwig von Zweibrüken hatte 1470 die Burg von Seiten des lezteren eine heftige Belagerung auszuhalten, wurde aber von dem Kurfürsten bald entsezt. Durch den Bauernkrieg scheint sie nicht gelitten zu haben. So viel die Herren von Dalberg, besonders im 16. Jahrhundert, für die Erweiterung und Unterhaltung der Burg thaten, so wenig geschah späterhin dafür, so dass sie nach und nach in einen unansehnlichen Zustand gerieth. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde sie von ihren bisherigen Besizern verkauft.

Haben wir bisher solcher Burgen gedacht, welche theils durch ihre frühere Bedeutsamkeit, theils durch ihre älteren Schiksale, Interesse einflössen, so gelangen wir nun zu einer Burg, welche weniger durch das, was sie in älterer Zeit war, unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, als vielmehr dadurch, dass sie selbst noch in ihren Trümmern in der neuesten Zeit welthistori-

sche Bedeutung erlangt hat — wir meinen die *Kästenburg* oder *Kastanienburg*, bekannter unter dem Namen *Hambacher Schloss*. Seine Lage ist eine der reizendsten am ganzen Gebirge. Schon aus weiter Ferne zeigt es sich den Bliken, da seine gewaltigen Ruinen auf einem hohen, weit vorspringenden Berge sich erheben. Die Aussicht, welche es darbietet, ist, nur in etwas kleinerem Massstabe, dieselbe, wie die von der Madenburg. Die zum Theil noch wohlerhaltene Ruine selbst hat eine beträchtliche Ausdehnung, und lässt in ihren, sichtlich zu verschiedenen Zeiten aufgeführten Theilen die früheren Schiksale der Burg leicht erkennen, die, so fest sie auch war, mehreremale eingenommen und zerstört worden ist.

Die Kästenburg hat ein hohes Alter. Ihre Erbauung wird Kaiser Heinrich II. zugeschrieben. Schon 1100 war sie ein Besizthum des Hochstiftes Speier, welches sie von dem Bischof Johann, einem Neffen Kaisers Heinrich IV., durch Schenkung erhalten hatte. Ihrer Festigkeit wegen wurde sie bei drohenden Gefahren von den Bischöfen stets als Zufluchtsort benuzt, wohin sie sich und ihre Schäze in Sicherheit brachten. Der erste bedeutende Unfall traf sie im Bauernkriege. Die Bauern drangen stürmend in die Burg ein, und sezten sich darin fest. Des Bischofs grosses Fass von 100 Fuder leerten sie in wildem Gelage; *) den übrigen Fässern schlugen sie den Boden ein, und liessen den Wein auf die Erde laufen. Nach vollständiger Plünderung stekten sie bei ihrem Abzuge, wie gewöhnlich, die Burg in Brand. Dieselbe wurde zwar auf Kosten der Bauern wieder hergestellt, aber schon 1552 von dem Markgrafen Albrecht von

*) Das Andenken an diese Grossthat, so wie an die später erfolgte Strafe, wurde noch lange nachher durch das von einem Bauern des Speierer Hochstiftes gedichtete Lied erhalten:

Einsmals da ich ein Krieger was,
Meins eignen Herren und Eids vergass,
Auch in gutem Wohn und Ehren sass,
Da trank ich zu Kestenberg was
Guten Wein aus dem grossen Fass;
Lieber, rath, wie bekam mir das?
Gleich dem Hund, da er frisst das Gras,
Ein Ort und dreizehn Gulden die Irten (Zeche) was,
Der Teufel gesegne mir das.

Brandenburg, genannt Alcibiades, abermals durch Feuer zerstört. Sie blieb nun, nach ihrer Wiederherstellung, lange Zeit ungefährdet bis zum dreissigjährigen Kriege, der nicht ohne zerstörende Wirkungen an ihr vorüberzog. Mehr aber, als in diesem Kriege, hatte sie im Reunionskriege zu leiden, der ihr dasselbe Schiksal bereitete, wie den übrigen Burgen in der Umgegend.

Das, wodurch, wie wir oben schon angedeutet haben, die Ruine ein erhöhetes und bleibendes Interesse gewonnen hat, ist die grosse Volksversammlung, welche am 27. Mai 1832 und den folgenden Tagen hier statt hatte, und wozu sich eine ausserordentliche Menschenmenge von Nah und Fern eingefunden hatte. Hier eine nähere Schilderung dieses folgenreichen Festes zu geben, und uns über den Zwek und den Verlauf desselben auszusprechen, möchte um so weniger gefordert werden dürfen, als es überhaupt, bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge, eine unlösbare Aufgabe sein möchte, in dieser Sache Niemanden zu Lieb' oder zu Leid zu reden. Jenes Ereigniss, das die verschiedenartigsten Leidenschaften in Bewegung sezte, ist der Geschichte anheimgefallen, und wird in späterer Zeit, wo die unmittelbar durch es hervorgerufenen Leidenschaften beschwichtigt sein werden, seine gerechte Würdigung finden. Darum glauben wir uns mit der oben gegebenen kurzen Bemerkung begnügen zu müssen, es dem Leser überlassend, sich anderswoher mit der Sache näher bekannt zu machen, und dieselbe aus dem, mit seinen individuellen Ansichten übereinstimmenden Gesichtspunkte zu beurtheilen.

In einer kleinen Stunde erreichen wir *Neustadt*, das am Fusse des Gebirges, am Eingang in das sogenannte Neustadter Thal, liegt. So wenig Anziehendes die Stadt selbst mit ihren engen, winklichen Strassen darbietet, so reizend und anmuthig ist ihre Umgebung. *Merian* in seiner Topographie nennt Neustadt zwar „eine hübsche, lustige Stadt," doch kann er dies auch nur von ihrer Lage verstehen; denn die Stadt selber, deren Aeusseres keineswegs ihrem Namen entspricht, zeichnet sich durch nichts Besonderes aus. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen bloss das ehemalige Jesuitencollegium, jezt das Stadthaus, und die, wahrscheinlich schon im 10. Jahrhundert erbaute, grosse Kirche genannt zu werden. Im Uebrigen ist die Stadt

sehr unregelmässig gebaut, und zeugt schon in ihrer innern Anlage von einem bedeutenden Alter.

Was aber der Stadt an Schönheit abgeht, das wird reichlich durch die sie umgebende Landschaft ersezt, die in ihrer üppigen Mannichfaltigkeit den beschauenden Blik immer wieder von Neuem anzieht, und von jeder Seite her einen eigenthümlichen Zauber entfaltet. Da ist nirgends Eintönigkeit; überall die glüklichste Abwechslung! Alle einzelnen Theile des schönen Bildes stimmen zu einem harmonischen, lebenvollen Ganzen zusammen, das, ohne gerade grossartig zu sein, das Gemüth um so mehr anspricht, als die über der Landschaft schwebende Ruhe sich auch diesem ganz ungezwungen mittheilt. Nirgendshin verliert sich das Auge in die Ferne; allenthalben bieten sich ihm willkommene Ruhepunkte dar in den zahllosen Dörfern, die in geringen Entfernungen sich an einander reihen, und ein glänzendes Zeugniss für die Segensfülle dieses vom Himmel huldvoll angelächelten Landstriches abgeben.

Als die schönsten, zur Stadt selbst noch gehörigen Standpunkte glauben wir das am südlichen Ende der Stadt, auf einer Anhöhe gelegene Schiesshaus, und die etwas weiter oben, am Abhange des Berges befindliche Waldmannsburg, ein geschmakvolles Landhaus, bezeichnen zu dürfen.

Neustadt, das, zum Unterschied von andern Städten gleichen Namens, mit dem Zusaz *an der Haardt* benannt wird, scheint durch seinen Namen schon auf einen jüngern Ursprung hinzudeuten. Manche behaupten zwar, dass Neustadt an der Stelle des alten *Noviomagus* liege, doch ist diese Ansicht noch nicht ausser allen Zweifel gesezt, obwohl die bei der Stadt häufig gefundenen römischen Münzen, so wie die in dem nahen Walde aufgefundenen Reste eines römischen Castells die frühere Anwesenheit der Römer beweisen. Noch weniger Glauben verdient die fabelhafte Ueberlieferung, dass ein König Luscus oder Lusignan im Jahre der Welt 3212 im Wasgau und an dem Walde Haardt einen Fleken angelegt, und, seiner Gemahlin Wineta zu Ehren, *Winzingen* genannt habe, der aber im J. 490 nach Christi Geburt zerstört worden sei, worauf 20 Jahre später der fränkische König Chlodwig auf derselben Stelle eine grosse Stadt mit dem Namen *Neapolis major* oder Grossneustadt erbaut habe. Wie dem aber auch sei, so viel ist gewiss, dass Neustadt schon zu

Anfang des 13. Jahrhunderts genannt wird, und zwar als zur Pfalzgrafschaft gehörig.

Von den frühsten Schiksalen der Stadt ist nichts Bedeutendes bekannt. Eine harte Züchtigung wiederfuhr ihr wegen ihres unehrenhaften Benehmens im Bauernkriege. Die Bauern hatten sich bei Winzingen und auf dem Viehberg gelagert, und forderten unter heftigen Drohungen die Stadt zur Uebergabe auf. Dieselbe war stark befestigt, und wäre daher gegen die ungeordneten Haufen leicht zu vertheidigen gewesen. Ueberdies war den Bürgern schon im Voraus von dem Pfalzgrafen Ludwig Hilfe zugesagt worden. Demungeachtet liessen sich dieselben durch die Drohungen der Bauern so sehr in Furcht sezen, dass sie die Stadt ohne Widerstand übergaben, worauf Sonntags, Mittags um 12 Uhr, die Bauern mit klingendem Spiele einzogen, und den Amtmann in Eid und Pflicht nahmen. Die Strafe liess nicht lange auf sich warten. Nach Unterdrükung des Aufruhrs wurden acht von den Bürgern auf offenem Markte enthauptet, viele in enges Gefängniss geworfen, die übrigen aber um 3000 Goldgulden, ihre Waffen und alle ihre Freiheiten gebüsst.

Durch die Pfälzischen Hausgeseze von 1368 und 1395 war zwar festgesezt worden, dass Neustadt immer bei der Kur verbleiben solle. Aber zufolge eines 1576 errichteten Codicills des Kurfürsten Friedrich III. fiel das ganze Amt Neustadt an dessen zweiten Sohn, Pfalzgraf Johann Casimir. Dieser errichtete in der Stadt eine höhere Lehranstalt, die er nach seinem Namen *Casimirianum* nannte. Viele Professoren, welche die Universität Heidelberg verlassen hatten, nachdem von dem Kurfürsten Ludwig VI. die unveränderte Augsburgische Confession eingeführt worden war, wurden von Johann Casimir an seine neugegründete Schule berufen, wodurch sowohl diese, als die Stadt, einige Jahre hindurch zu hohem Flor gedieh. Als aber der Pfalzgraf, nach dem Tode seines Bruders, die Vormundschaft über den minderjährigen Kurfürsten Friedrich IV. übernommen, und in der ganzen Pfalz das reformirte Glaubensbekenntniss wieder eingeführt hatte, kehrten die Professoren wieder nach Heidelberg zurük, und das *Casimirianum* wurde in eine niedere Schule verwandelt. Die Bürger, welche die Vormundschaft des Pfalzgrafen nicht anerkennen wollten, widersezten sich anfänglich den Verordnungen desselben, und weigerten sich, eine Besazung in die

Stadt aufzunehmen. Durch eine List aber wusste sich der Pfalzgraf die Oeffnung der Thore zu verschaffen. Er hatte sich nämlich im Sommer 1579 bei dem Rathe Abends zu Gast geladen, und belustigte sich mit demselben bis tief in die Nacht hinein. Wie zum Scherze begehrte er endlich, dass man ihm die Thore öffnen solle, indem er vorgab, er wisse draussen einen grossen Hirsch, den er zur Kurzweil in dieser Nacht noch jagen wolle. Die Thore wurden ihm, obwohl ungern, geöffnet. Er aber kehrte sogleich mit einigen hundert Soldaten, die er in einem Hohlweg verborgen gehalten hatte, in die Stadt zurük, und bemächtigte sich ihrer, da die Bürger zum Widerstande nicht gerüstet waren, fast ohne allen Schaden.

Neustadt fiel, als Johann Casimir 1592 ohne männliche Erben starb, wieder an die Kurlinie zurük, bei welcher es in Zukunft ununterbrochen verblieb, bis die französische Revolution allen Staatsverhältnissen eine andere Gestalt gab.

Im dreissigjährigen Kriege wurde die Stadt mehreremale belagert und eingenommen, ohne dass sie hierdurch gerade grossen Schaden erlitten hätte. Dennoch wurde ihr durch diesen Krieg grosse Noth bereitet; denn bei der zu dieser Zeit in der Pfalz herrschenden Hungersnoth war in Neustadt das Elend so hoch gestiegen, dass Wachen auf den Kirchhof gestellt werden mussten, damit die Leichen nicht ausgegraben und verzehrt würden; wohl der sprechendste Beweis von der schaudererregenden Lage der unglüklichen Bewohner!

In kaum geringere Besorgniss wurde die Stadt durch den bald darauf ausgebrochenen Reunionskrieg versezt. Die Franzosen hatten die Stadtmauern niedergerissen, und schon war der Befehl gegeben, die ganze Stadt niederzubrennen. Keine Rettung vor dem unmenschlichen Befehle schien möglich. Da trat, wie so oft schon, die Liebe versöhnend und beschüzend ins Mittel. Der französische Kriegskommissär de Werth sah Kunigunde Kirchner, eine Enkelin des kurpfälzischen Kanzlers, und hielt, von heftiger Liebe zu ihr entbrannt, um ihre Hand an. Standhaft aber weigerte sich das patriotisch gesinnte Mädchen, seinen Anträgen Gehör zu geben, wenn nicht der Befehl zur Niederbrennung ihrer Vaterstadt zurükgenommen würde. De Werth wandte nun, um das Ziel seiner sehnlichen Wünche zu erreichen, allen seinen Einfluss an, und erwirkte bei den französischen Generalen,

dass die Stadt verschont wurde, und die Franzosen sogar die Mauern wieder aufführten. Noch kurz vor der Revolution soll Kunigundens Bild in Neustadt gewesen sein, zu welcher Zeit auch noch Nachkommen von ihr existirten. Ihre Ehe mit de Werth war eine glükliche.

Unedler handelten die Republikaner. Rougemaitre, ein kleines Ungeheuer, zwang die Bewohner, ihr Vieh selbst nach Landau zu treiben, und erlaubte sich gegen die Weinenden und Jammernden den rohen Spott: »Wenn eure Töchter einmal mit unsern Nationalgarden bekannt sein werden, so werden sie euch schon Milch geben.« Ehe er die Gloken, worunter die grosse von 99 Centner, abführen liess, befahl er, in seinem verächtlichen Uebermuthe, noch einmal zum Valet zu läuten, den bittern Verlust noch empfindlicher machend durch kleinliche Bosheit.

Die Stadt besass ehedem zwei Nonnen- und drei Mönchsklöster, von denen die beiden erstern, die mit Augustinernonnen und mit Beguinen besezt waren, sich schon zur Zeit der Reformation auflösten. Aber schon 1622 kamen die Jesuiten mit den Spaniern nach Neustadt, errichteten eine Missionsanstalt, und erhielten zu diesem Zweke von Kaiser Ferdinand II. das Collegium Casimirianum eingeräumt. Nach dem Westphälischen Frieden mussten sie zwar die Stadt verlassen, kamen aber schon 1698 wieder zurük. Im J. 1700 erhielt der Orden die katholische Stadtpfarrei, und führte 1720 das schöne Collegiumsgebäude am Marktplaze auf, worin er eine lateinische Schule errichtete. Nach der Aufhebung des Ordens traten 1781 die Priester der Mission an die Stelle der Jesuiten, konnten sich aber nicht lange behaupten.

Ebenfalls durch die Spanier kamen 1628 die Kapuziner nach Neustadt. Sie liessen sich in dem Schiesshause nieder, woraus sie aber schon 1632 von den Schweden vertrieben wurden. Erst 1685 kehrten sie unter dem Schuze der Franzosen wieder zurük, und bestanden fort bis zum Ausbruche der Revolution. Ihre Gebäulichkeiten, die sich in der südlichen Vorstadt, dem sogenannten *Aegypten* befanden, sind theils ganz verschwunden, theils unkenntlich geworden.

Die bereits früher erwähnte Kirche war von Pfalzgraf Rudolph II. zu einem Collegiatstift erhoben und reichlich dotirt worden. Dasselbe bestand bis zur Reformation, wo es 1566 von dem

Kurfürsten Friedrich III. eingezogen, und der reformirten geistlichen Verwaltung zu Heidelberg überwiesen wurde. Bei der Kirchentheilung erhielten die Katholischen das Chor, die Reformirten das Langhaus der Stiftskirche. Im Innern derselben befinden sich die Grabmäler der Pfalzgrafen Rudolph II., Ruprecht I., und des Kaisers Ruprecht, der zu Heidelberg in der Heiliggeistkirche beigesezt ist.

Wenn nun auch das Innere der Stadt nicht sonderlich anzusprechen vermag, so weiss dagegen die Leutseligkeit und Jovialität der Bewohner dem Fremden den Aufenthalt um so angenehmer zu machen. Er wird sich bald heimisch hier fühlen, und noch Alle, denen es nicht am Sinn für frohen Lebensgenuss mangelte, sind, selbst nach kurzem Aufenthalte, nur ungern aus Neustadt geschieden, das, ohne durch grosse historische Erinnerungen zu fesseln, in der Gegenwart so vieles bietet, dass sich darüber die Vergangenheit leicht vergessen lässt.

Für die Freunde des Alterthums wollen wir zu bemerken nicht unterlassen, dass sie bei Hrn. Dr. *Hepp*, einem verdienten Arzte, eine interessante Sammlung von Alterthümern finden, welche der thätige Mann seit einer langen Reihe von Jahren zusammengebracht hat, und auf deren Vervollständigung er fortwährend bedacht ist.

Besteigen wir die am nördlichen Ende der Stadt sich erhebende Anhöhe, so gelangen wir nach dem Dorfe *Haardt*, das, eigentlich nur Eine lange Strasse bildend, sich an der ganzen Vorhöhe des Berges hin erstrekt. Manche wollten den Ursprung des Dorfes in sehr alten Zeiten suchen, und leiteten, um diese ihre Vermuthung zu unterstüzen, den Namen desselben sogar von einer Römischen Legion der Hartenser her. Die Grundlosigkeit dieser Meinung aber lässt sich aus der oben gegebenen Erklärung des Wortes *Haardt* leicht ersehen. Vielmehr ist es sehr wahrscheinlich, dass das Dorf erst nach der Zeit, als Neustadt und die oberhalb Haardt gelegene Burg *Winzingen* schon erbaut und bewohnt war, nach und nach entstanden sei.

Die genannte Burg, die, weil sie näher bei Haardt, als bei Winzingen, gelegen ist, gewöhnlich das *Haardter Schloss* genannt wird, soll schon im 10. Jahrhundert erbaut worden sein. Die Pfalzgrafen nahmen, wenn sie ihr Land bereisten und in diese Gegend kamen, gewöhnlich ihren Aufenthalt daselbst.

Im Jahre 1287 übergab Pfalzgraf Ludwig der Strenge seinem Sohne Rudolph die Burg Winzingen, der sie aber 1317 seinem Bruder, dem Römischen Könige Ludwig, nebst allen andern Rheinischen Landen, die sie bisher in Gemeinschaft besessen hatten, allein überliess. Die Burg scheint in dieser Zeit nicht bewohnt worden, und dadurch in Verfall gerathen zu sein. Denn 1324 gab König Ludwig seinem Kanzler Hermann von Lichtenberg, wie es in der Urkunde heisst, »die Burg Winzingen, die manch Jahr zerfallen und öde gestanden war, um sein eigen Geld wieder zu bauen.«

Durch den Vertrag von Pavia erhielten die Pfalzgrafen die Burg wieder zurük. Wegen der 1483 zu Heidelberg ausgebrochenen Pest begab sich die Gemahlin des Kurfürsten Philipp, Margarethe von Baiern-Landshut, hierher, und gebar hier den nachmaligen Kurfürsten, Friedrich II. Im Bauernkriege wurde die Burg von den Bauern zweimal erstürmt und ausgeplündert. Kurfürst Friedrich III. verpfändete dieselbe hierauf 1562 um 1600 fl. an Eberhard von Flörsheim. Die Wiedereinlösung geschah wahrscheinlich durch den Pfalzgrafen Johann Casimir. Während dem dreissigjährigen Kriege wurde die Burg 1624 um 25,000 fl. an die d'Orville'schen Erben in Frankfurt a. M. verpfändet, welche Verpfändung aber Kurfürst Carl Philipp 1728 wieder einlöste. Die Burg war zwar, nach ihrer im Reunionskrieg erfolgten Zerstörung, wieder einigermassen hergestellt worden, blieb aber die meiste Zeit über unbewohnt, und diente den Pfalzgrafen blos als Sommerresidenz. Kurfürst Carl Philipp verschenkte dieselbe, worauf sie durch mehrere Hände ging, bis sie 1803 durch Kauf ein Eigenthum des Hrn. *Schuster* wurde, dessen Erben noch im Besize derselben sind.

Von der Burg sind nur noch wenige Ueberreste vorhanden. Dem weitern Verfalle ist durch Ausbesserung der schadhaften Mauern vorgebeugt. Herrliche Anlagen schmüken nun das Innere der Burg und ihre Umgebung. Man bemerkt allenthalben, dass hier eine ordnende Hand thätig war, die mit Umsicht und Geschmak der Natur zu Hilfe kam. Der Gedanke an gewaltsame Zerstörung bleibt uns hier, wo wir in einem blühenden Garten wandeln, fern. Die alten Mauern scheinen, wie zur Ausschmükung des Ganzen, absichtlich hierher gestellt zu sein, und nirgends findet sich eine Stelle, die uns durch ihre Oede und Ver-

wilderung daran erinnerte, dass wir uns in einer Ruine befinden. In dem innern Raume treffen plözlich leise, geisterartige Töne unser Ohr. Wir bliken erstaunt auf, um zu erforschen, woher diese Töne kommen, und entdeken eine Aeolsharfe, die sinnig in einer Mauerrize angebracht ist.

Die schönste und freieste Aussicht eröffnet sich uns in dem Tannenhaine, der die Spize einer Anhöhe krönt. Von hier aus sehen wir die ganze Ebene offen vor uns liegen. Am Rande des Horizonts taucht das alte Speier auf mit seinen Thürmen, bis nach Heidelberg dringt der Blik, und Mannheim schimmert freundlich über den Rhein herüber. Eine solche Aussicht war es wohl werth, dass der vorige Besizer der Burg, Hr. Schuster, sich den öftern Genuss derselben dadurch erleichterte, dass er neben der Ruine ein neues Schlösschen aufführte, das einladend in die Ebene hinabschaut.

In süsse Träume wiegt sich hier der Geist ein. Die Vergangenheit zieht dämmernd vor seinem Blike dahin, und selbst die lebendige Gegenwart erscheint ihm wie ein flüchtiges, leichtgewobenes Traumbild. Hier zeigt sich ihm das Alte halbversunken und der Zerstörung widerstrebend, dort das Neue in immer kräftigerer Entwicklung und das Alte verdunkelnd und verdrängend. Solchen Anschauungen verdanken nachfolgende Zeilen ihre Entstehung:

Das Alte und das Neue.

Aus Tod keimt Leben! der Zerstörung Graus
Ist neuer, prachtgeschmükter Schöpfung Wiege,
Und wo der Tod sich gründen will ein Haus,
Gewinnt das Leben bald die reichsten Siege.

Die Mauern sind gestürzt, die hohen Hallen,
Sie sind zertrümmert, und des Tages Stral
Kann ungehindert in die Räume fallen,
Wo einst sich wölbte stolzer Fürsten Saal.

Doch waltet muntres Leben fort und fort
In den verlassnen, schweigenden Ruinen;
Wie umgewandelt durch ein Zauberwort
Siehst du sie nun in bunter Fülle grünen.

Hier schlingt der Epheu spielend seine Ranken
Um halbzerfallnes, moderndes Gestein,
Dort glänzt hervor aus dunkler Blätter Schwanken
Das duft'ge Geissblatt in der Sonne Schein.

Und wo zum Becherklang beim frohen Mahl
Einst Scherz und Lachen oft gemischt sich hatten,
Da blühen üppig Blumen ohne Zahl,
Da werfen schlanke Bäume ihre Schatten.

Des Alten Herrlichkeit ist hingeschwunden,
Und tief in der Vernichtung öder Nacht
Hat es ein unfreiwillig Grab gefunden,
Und siegend übt das Neue seine Macht.

In leisen Spuren nur, die leicht verwehn,
Gibt jenes uns von seinem Dasein Kunde,
Doch diesem auch, wie prangend wir es sehn,
Droht unaufhaltsam seine lezte Stunde.

Nur die Natur, in ihrem sichern Walten,
Bleibt lebenskräftig bei der Jahre Schwung;
Was Menschenhände schufen, muss veralten,
Sie bleibet ewig neu und ewig jung!

Gleichen Genuss, wie die bisher betrachtete Gegend, gewährt die bis nach Dürkheim hinab. Auf unserm Wege dahin werden die grossen, pallastähnlichen Häuser der beiden Orte *Deidesheim* und *Forst* unsre Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und uns einen Begriff von dem dort herrschenden Wohlstande geben. Bei dem schön gelegenen, gleichfalls an ansehnlichen Gebäuden reichen Städtchen *Wachenheim* erbliken wir auf einer Vorhöhe die wenigen Ruinen einer Burg, die uns durch ihre reizende Lage anziehen. Wann diese Burg erbaut worden sei, lässt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Man vermuthet aber, dass sie aus den Zeiten der fränkischen Könige herrühre. Im J. 1471 musste der Herzog von Zweibrüken, Ludwig der Schwarze, in Folge eines Friedensschlusses, dieselbe an Kurpfalz abtreten, das sich im Besize derselben behauptete. Schon im Bauernkriege, wie nicht weniger im dreissigjährigen Kriege, stark beschädigt, blieb sie ohne weitere Unterhaltung, bis sie 1689 nebst Wachenheim von den Franzosen gänzlich zerstört wurde. Während das Städtchen sich nach und nach wieder schöner, als zuvor, erhob, blieb die Burg in ihren Trümmern liegen, die nicht wenig zur Verschönerung der Gegend beitragen.

Ein angenehmer Weg von einer halben Stunde führt uns von Wachenheim nach *Dürkheim,* das, wie Neustadt, zur Unterscheidung den Zusaz *an der Haardt* führt. Seine Lage ist eine der lieblichsten und gefälligsten am ganzen Haardtgebirge. Mit

Wohlgefallen weilt das Auge auf den fruchtbaren Feldern, den lachenden Wiesen, den freundlichen Rebengeländen; und so gross ist die Menge der Obstbäume, dass zur Blütezeit die Stadt in einem Meere von Blüten schwimmt. Viel hat die Natur für Dürkheim gethan, doch sind auch der Fleiss und die Kunst des Menschen dabei nicht zurükgeblieben. Wenn die Bemerkung Mancher, dass der Mensch sich hier in dieser Gegend, wo die Namen der meisten Orte sich auf *heim* endigen, gleich von Anfang an müsse heimisch gefühlt haben, Wahrheit enthält, so findet sie ganz besonders auf Dürkheim ihre Anwendung, dessen segensreiche Natur die ersten Ansiedler für den Verlust ihrer alten Heimat reichlich entschädigte, und spricht mehr, als jede Schilderung, für die Vorzüge dieser Gegend.

Von der Stadt selbst gilt dieselbe Bemerkung, die wir oben bei Neustadt gemacht haben, dass ihre Lage ihr ersezen muss, was ihr in ihrem Innern an Schönheit mangelt. Doch ist seit einigen Jahren durch Aufführung mehrerer stattlicher Gebäude viel für ihre Verschönerung geschehen. Wir nennen hier die gleich bei unserem Eintritte uns in die Augen fallenden prachtvollen Wohnhäuser der Hrn. Fitz, das grosse Gemeindehaus, das zugleich sämmtliche Schulen in sich enthält, und die in dessen Nähe befindliche, in italienischem Styl erbaute katholische Kirche. Diesen Gebäuden verdient auch der in der Mitte der Stadt gelegene, in jeder Hinsicht ausgezeichnete Gasthof zu den vier Jahrszeiten beigezählt zu werden, in welchem die in ihren früheren Jahren mit allem Rechte sogenannte »schöne Anna« ein musterhaftes Regiment führt.

Die Zeit der Entstehung Dürkheims ist ungewiss. Wenn man sich in ältern Zeiten so weit verstieg, dass man seinen Ursprung von trojanischen Flüchtlingen herleitete, so war dies ein historisches Kunststük, das keiner nähern Prüfung würdig ist. Nicht unwahrscheinlich möchte dagegen die Behauptung sein, dass Dürkheim von Thüringern angelegt worden sei, die sich unter Carl d. Gr. hier ansiedeln mussten; welche Behauptung durch den ältern Namen der Stadt *Thuringeheim* einiges Gewicht erhält. Für das hohe Alter der Stadt zeugt übrigens der Umstand, dass ihrer schon in einer Urkunde vom J. 946, als eines Besizthums der rheinfränkischen Herzoge, erwähnt wird.

Kaiser Conrad II. schenkte unter andern auch Dürkheim der,

von ihm 1030 gestifteten, in der Nähe gelegenen Benedictiner-abtei Limburg, welche bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts im ungestörten Besize und Genusse desselben blieb. Als aber 1206 Kaiser Philipp dem Landvogt im Speiergau, Grafen Friedrich I. von Leiningen, die Schirmgerechtigkeit über die Abtei übertrug, erhielt dieser von dem Abte Dürkheim zu Lehen. Durch mancherlei Umstände begünstigt, wussten sich die Grafen von Leiningen nach und nach in den eigenthümlichen Besiz desselben zu sezen, wenigstens finden wir, dass sie seit dem 14. Jahrhundert dasselbe als Eigenthum behandelten. Graf Emich V. fing 1359 an, Dürkheim, das bisher als Dorf gegolten hatte, zu erweitern und mit einer Mauer zu umgeben, seit welcher Zeit es als Stadt erscheint. Mehr als dreissig Jahre brachten er und seine Nachfolger damit zu, die neue Stadt zu einem der festesten Pläze in der ganzen Gegend zu machen. Demungeachtet erlag sie dem Angriffe des Kurfürsten Friedrich des Siegreichen. In der Fehde zwischen diesem und dem Herzog Ludwig von Zweibrüken war Graf Emich VII. von Leiningen aus Hass gegen Friedrich auf die Seite Ludwigs getreten, und hatte dem Kurfürsten einen Fehdebrief übersandt. Friedrich, dem dieser Anlass, den Leininger wegen mancher zwischen ihnen entstandener Reibungen zu züchtigen, willkommen war, rükte, nachdem er mehrere leiningischen Orte eingenommen und in Asche gelegt hatte, 1471 auch vor Dürkheim, in welchem sich Emich's beide Brüder, Philipp und Diether, mit einer ansehnlichen Besazung befanden. Bei dem nahe gelegenen Nonnenkloster Seebach schlug er sein Lager und seine Wagenburg auf, und betrieb von hier aus die Belagerungsoperationen mit allem Ernste, so dass er, von zahlreichem Geschüz unterstüzt, schon nach acht Tagen Herr aller Aussenwerke war. Nun ordnete er einen allgemeinen Sturm an, der gegen sechs Stunden dauerte. Muthig drangen die Pfälzer bis zu den halb niedergeschossenen Mauern vor. Hinter denselben aber hatten die Belagerten einen tiefen Graben gemacht, spizige Pfähle und vieles Pulver in demselben angebracht, und denselben sodann mit Stroh und Reisern bedekt. Unbekannt mit dieser List drangen die Stürmenden weiter vor; die Anführer stürzten in den Graben hinab, und mit ihnen viele von der nachdringenden Menge, die, da die Leiningischen überdies ihr Geschüz auf den Graben richteten, darin theils umkamen, theils schwer verwundet wurden. Ein zwei-

ter Sturm wurde nun angeordnet; die Belagerten aber, welche die Unmöglichkeit, sich länger zu halten, erkannten, baten um Frieden, der auch abgeschlossen wurde. Ehe der Kurfürst von Dürkheim abzog, liess er die Mauern und Wälle vollends niederreissen, die Gräben ausfüllen, und alle Befestigungswerke schleifen, und blos der Fürbitte von Graf Emich's Gemahlin, welcher Dürkheim zur Morgengabe verschrieben war, soll es die Stadt zu danken gehabt haben, dass sie nicht in einen völligen Steinhaufen verwandelt wurde. Von dieser Eroberung soll es auch herkommen, dass bis auf die neuesten Zeiten die Thore der Stadt nicht geschlossen werden durften.

Dürkheim erfreute sich nun der Ruhe bis zum dreissigjährigen Kriege, der ihm dasselbe elende Schiksal bereitete, wie allen pfälzischen Orten. Plünderung, Mord, Hunger und Pest wechselten mit einander ab, bis der westphälische Friede auch diese Stadt von ihren Drangsalen erlöste, und ihr die Hoffnung einer bessern Zukunft brachte. Doch schon 1673 wurde sie von ähnlichem Unglük heimgesucht. Die Franzosen, welche unter Turenne in die Pfalz gekommen waren, fielen, nachdem sie von der Feste Hartenburg mit Verlust zurükgeschlagen worden waren, voller Wut in Dürkheim ein, mishandelten die Einwohner, plünderten Alles rein aus, und steckten das Rathhaus, nebst vielen andern Gebäuden, in Brand. Gleiche Gefahr drohte einige Monate später, welcher sich aber die Einwohner durch die Flucht entzogen, und erst mit dem J. 1679 endigte sich das Kriegsungemach. Alle Unfälle aber, welche die Stadt bisher betroffen hatten, waren als Kleinigkeit zu achten gegen die Grausamkeit, mit welcher 1689 Melac und seine Rotten gegen dieselbe verfuhren. Nachdem sie Alles ausgeplündert und den rohsten Muthwillen geübt hatten, liessen sie die ganze Stadt in Rauch aufgehen. Nur die Johanniskirche und einige wenige Gebäude hatten der Gewalt des Feuers widerstanden. Alles Uebrige war ein Schutthaufen. Erst nach erfolgtem Frieden (1697) kehrten die Einwohner, die sich zerstreut hatten, wieder zurük, und begannen mit verdoppeltem Eifer die verödete Heimat wieder wohnlich zu machen, wobei ihnen Graf Johann Friedrich von Leiningen mit edler Bereitwilligkeit, durch Ertheilung bedeutender Freiheiten, zu Hilfe kam.

Nicht wenig wurde das Wiederaufblühen der Stadt dadurch befördert, dass Johann Friedrich's Sohn, Graf Friedrich Magnus,

seine Residenz von dem nahen Hartenburg nach Dürkheim verlegte, zu welchem Zwek er an der Ostseite der Stadt ein Schloss erbaute, bei dem zugleich ein kleiner Lustgarten angelegt wurde. Unter Friedrich Magnus Nachfolger, Carl Wilhelm Friedrich, wurde das Schloss ansehnlich erweitert und der grosse Schlossgarten, dessen Umfassungsmauer jezt noch vorhanden ist, angelegt. Ein reges Leben waltete nun in Dürkheim, in dem alle Spuren der früheren Verheerungen verwischt waren. Einen vortheilhaften Einfluss auf den Kunstsinn der Bewohner, wie auf deren Bildung überhaupt, äusserte das zu Anfang der achtziger Jahre von dem kunstliebenden Erbprinzen in einem Seitenflügel des Schlosses errichtete Gesellschaftstheater, zu welchem jeder anständige Bürger unentgeltlichen Zutritt hatte, und das sich, unter der Leitung Iffland's, rühmlich auszeichnete.

Dieses ruhige, durch die Kunst erheiterte Leben war jedoch nicht von langer Dauer. Die französische Revolution machte demselben ein schnelles Ende. Alle Leiden, welche dieselbe in ihrem Gefolge hatte, ergossen sich auch über Dürkheim in vollem Masse, und wie der Freiheitssinn der Republikaner so viele Schlösser der Zerstörung preis gab, so stekten sie auch hier das Schloss sammt allen Nebengebäuden in Brand. Dasselbe ist gegenwärtig völlig verschwunden, und an seiner Stelle erhebt sich das schon genannte Gemeindehaus.

Die ursprünglich in gothischem Styl aufgeführte Johanniskirche, jezt Schlosskirche genannt, wurde 1455 erbaut. Durch den Brand von 1689 war der Thurm derselben so sehr beschädigt worden, dass er später ausgebessert und mit Eisenstangen umfasst werden musste. Merkwürdig ist durch mehrere interessante Grabmäler die an der Südseite der Kirche befindliche Gruftcapelle der Grafen von Leiningen, welche Emich VIII. 1504 erbaute. Unter andern befindet sich ein Grabstein darin, über dessen Bedeutung man im Dunkeln ist. Auf demselben sind zwei Ritter in voller Rüstung ausgehauen. Der eine ist ein Greis mit langem Bart und entblösstem Haupte, der andere ihm gegenüber ein Jüngling. Die Sage meldet darüber Folgendes: Ein edler Jüngling liebte ein Mädchen, mit dessen Eltern sein Vater in bitterer Feindschaft lebte. Die Eltern des Mädchens zeigten sich endlich zur Aussöhnung bereit, und willigten in die Verbindung ein, aber der Vater des Jünglings beharrte unbeugsam bei seinem Hasse. Die

Jungfrau tödtete der Gram, und der Sohn zog in seinem Schmerze hinaus in die weite Welt. Da geschah es später, dass in einem Kriege Vater und Sohn als Feinde auf einander trafen, wobei dieser jenen erschlug. Nach der Schlacht fand der Sohn, dass er seinen Vater getödtet, und, sich selber verabscheuend wegen der grausen That, stiess er sich das Schwert in die Brust. Beide Leichen wurden in Einem Sarge beigesezt, und der erwähnte Grabstein diente zur Bezeichnung der Stätte. Wie und wann derselbe in die Gruftcapelle gekommen, ist unbekannt.

Oestlich von Dürkheim, in geringer Entfernung, finden wir die Saline *Philippshalle*, an deren Stelle in frühern Zeiten das Benedictiner-Nonnenkloster *Schönfeld* lag. Obgleich die Salzquellen schon frühzeitig bekannt waren, so scheint man doch vor dem 16. Jahrhundert noch keine Anstalten gehabt zu haben, um das Salz durch Kunst zu gewinnen. Dergleichen Anstalten wurden erst 1594 von dem Kurfürsten Friedrich IV. getroffen. Aber schon im dreissigjährigen Kriege gerieth das Werk in Stokung, und die dazu gehörigen Gebäude kamen in Verfall. Die Kurfürsten machten zwar späterhin mehreremale den Versuch, das Werk wieder in Aufnahme zu bringen; da sich aber immer ein bedeutender Verlust dabei ergab, so standen sie von ihrem Vorhaben ab. Erst den Bemühungen des Freiherrn von Beust, welchem Kurfürst Carl Philipp die Leitung der Saline übertragen hatte, gelang es, dem Werk eine solche Einrichtung zu geben, dass der Betrieb desselben einen ansehnlichen Gewinn abwarf. Die Einrichtungen der Saline sind, mehrere in der neuesten Zeit vorgenommene Verbesserungen abgerechnet, bis daher dieselben geblieben.

Bei der Saline dehnt sich gegen Osten hin ein grosser Strich Landes aus, welcher früher ödes, sumpfiges Weideland war, und das Dürkheimer Bruch genannt wurde. Mehrere Dörfer waren, gegen Entrichtung eines jährlichen Zinses an den Abt von Limburg, hierher zum Weidegang berechtigt. Die Erhebung dieses Zinses veranlasste eine sonderbare Gewohnheit, welche noch bis zur Revolution fortbestand. Aus den Bürgerssöhnen in Dürkheim wurde nämlich einer zum König gewählt, dem ein Marschall zur Bedienung beigegeben wurde. Dieser König begab sich jährlich, am Pfingstmontag, in Begleitung eines berittenen Gefolges, in die zum Weidegang berechtigten Dörfer, um den Zins zu erheben, welcher zum grössten Theil in Käsen bestand, wovon der

Gewählte den Namen „Käskönig“ führte. War der Umritt vollendet, so hielt der König Nachmittags seinen Einzug in die Stadt, bei welcher Gelegenheit er mit einer Krone von blauen Kornblumen geschmükt war, und als Scepter einen Stab mit einem an dessen Spize befestigten gekrönten Käs in der Hand hielt. Auf dem obern Markt erwartete ihn eine, aus den Dürkheimer Jungfrauen gewählte Königin, so wie auch den Marschall eine Gefährtin, und nachdem die Bürgerwache einen Kreis geschlossen, begannen beide mit ihren Gefährtinnen einen Tanz, wornach sich die Menge in das Königreich, ein dazu bestimmtes, und auf drei Tage von allen Abgaben befreites Wirthshaus, zum Zechen und Tanzen begab.

Eine noch jezt sich jährlich wiederholende Festlichkeit in Dürkheim ist der grosse Michaelismarkt, der, wegen der ausserordentlichen Menge von Würsten, die dabei verzehrt werden, gewöhnlicher *Wurstmarkt* genannt, und auf den, am Fusse des Michaelsberges gelegenen sogenannten Brühlwiesen abgehalten wird. Die Stadt hat kaum Raum genug, um die Menschenmenge aufzunehmen, die an diesen Tagen von allen Seiten her zusammenströmt. Das Gewühl, das auf den grossen, mit Buden bedekten Wiesen statt findet, ist unbeschreiblich. Eine ganze Welt im Kleinen stellt sich hier dem Auge dar. An allen Enden dampfen die Kessel, in denen Würste aller Art, nach dem verschiedenen Geschmake der Begehrenden, gesotten und gebraten werden. Hier belustigt ein Harlekin durch seine Grimassen und künstlichen Sprünge die gaffende Menge; dort erhebt eine leichtfertige Harfnerin ihre heisere Stimme, während ihr zur Seite ein blinder Geigenspieler seinem Instrumente ohrzerreissende Töne abzwingt. Aus dieser Bude erschallt der lärmende Gesang lustiger Zechbrüder, aus jener das fremdartige Geschrei wilder Thiere. Hier bieten die Verkäufer mit prahlerischem Ton ihre Waaren aus, dort vermehren die gellenden Stimmen feilschender Juden das allgemeine Getöse. Kurz, das Ganze gewährt ein Bild, das für den Menschenbeobachter höchst interessant ist. Einen sehr guten Ueberblik über das wogende Gedränge hat man von dem Altane des Sauerbeck'schen Hauses, wo sich die fashionable Welt zu versammeln pflegt. — Seine Entstehung verdankt dieser Markt den Wallfahrten zu der Capelle des h. Michael, die sich ehedem auf dem Michaelsberge befand. Mit diesen Wallfahrten, welche

vorzugsweise am Namenstage des Heiligen statt hatten, war schon 1442 ein Jahrmarkt verbunden, der in früheren Zeiten auf dem Berge selbst, später aber, als derselbe immer mehr zunahm, auf den unten liegenden Wiesen abgehalten wurde, und das, was ihn eigentlich veranlasst hatte, die Wallfahrten, nach und nach ganz verdrängte.

Nachdem wir nun unsere Wanderung am Haardtgebirge vollendet haben, möchte es nicht unpassend sein, einige Worte über das edelste Erzeugniss dieses Gebirges, nämlich den Wein, zu reden, dessen Erzielung ein Haupterwerbszweig des grösseren Theils der Bewohner ist, und worauf hauptsächlich der Wohlstand dieser ganzen Gegend beruht. Zwar werden am ganzen Gebirge hin Reben in Menge gezogen, doch beginnt der edlere Weinwachs erst bei Neustadt; je weiter hinab, desto vorzüglicher wird derselbe. Die besten und feinsten Weine werden erzeugt in Königsbach, Deidesheim, Rupertsberg, Forst, welchen leztern drei von gründlichen Weinkennern der Preis zuerkannt wird, in Wachenheim, Dürkheim, Ungstein und Callstadt, dessen rother von solcher Güte ist, dass er von nicht wenigen dem Burgunder vorgezogen wird. Doch auch an vielen andern Orten reift ein Wein, der sich in mancher Hinsicht vortheilhaft auszeichnet, und von Gutschmekern mit Vergnügen getrunken wird. Die namhaftesten Sorten der pfälzischen Weine hat unser verehrter Landsmann, Hr. Regierungsrath Butenschön, mit heiterem Humor, in einem von den Vorzügen der Pfalz handelnden Gedichte besungen, dem wir hier zu unserem Zweke folgende Strophen entlehnen:

Feurig auf seinem Horst
Sprudelt der Wein von *Forst*,
Callstadt schenkt Blut,
Frauenmilch *Deidesheim*,
Grävenhaus Honigseim,
Rupertsberg Götterwein!

Dürkheim schöpft Nectarsaft,
Mark und Bein füllt mit Kraft
Herxheimer Oel;
Ungstein erwekt vom Tod,
Und wenn euch Gram bedroht,
Greift rasch zum Trost von *Rhodt!*

Narrenberg züngelt gern,
Süss schmekt beim Freudenstern
Speierer Gift;
Schalkhaft vom heitern Glan
Winkt uns *Sanct Julian*,
Auf stosst die Gläser an!

Eisen zwar bricht die Zeit,
Doch gibt sie Festigkeit
Dem Lagerwein;
Ruhet sanft, *Bockenheim*,
Grünstadt und *Asselheim*,
Einst sollt ihr uns erfreun!

Unstreitig ist der Genuss des Weines nicht ohne Einfluss auf die bewegliche Natur des Pfälzers. Er trinkt seinen Wein gern in fröhlicher Gesellschaft, und wenn er auch dem Biere nicht abgeneigt ist, so stimmt er doch im Allgemeinen dem Kaiser Julian bei, der, in seiner bittern Laune, das Bier mit folgendem Epigramme beschenkt hat:

Wer, und woher bist du? Wein? Nein, beim wahrhaftigen Bakchos,
Nicht erkenn' ich dich an; ächten verleihet nur Zeus.
Dieser ist Nektar, du aber bist Böksler; wahrlich dich haben
Kelten aus Aehren gebraut, weil sie der Trauben entbehrt.
Erdsohn soll man darum dich nennen, nicht göttlich Erzeugten,
Malzentsprossnen vielmehr, Brummer, nicht Bringer der Lust.

Das Neustadter Thal.

Wir wenden uns nun von der Aussicht in die Ebene weg, um uns in die Hauptthäler des Gebirges zu begeben, unter denen wir mit dem obengenannten Thale den Anfang machen. Dasselbe zieht sich, seiner ganzen Länge nach, in vielen Windungen zwischen hohen, grossentheils mit Wald bewachsenen Bergen hin, und verengt sich an manchen Stellen so sehr, dass der Himmel dem Auge bloss wie ein breites Band erscheint. Die in demselben herrschende Einsamkeit wird auf angenehme Weise durch die Menge von Mühlen und sonstigen Werken unterbrochen, welche sämmtlich von der das Thal durchströmenden Speierbach getrieben werden, und die auf eine Streke von mehr als einer Stunde dem Wanderer willkommene Unterhaltung gewähren. Dem Zuge des Thales folgen wir jedoch blos bis zur Papierfabrik der Herren Knöckel, welche eine Viertelstunde von Neustadt entfernt ist. Nachdem wir die ausgezeichnete Einrichtung dieser Fabrik, in welcher treffliches Maschinenpapier verfertigt wird, in Augenschein genommen haben, ersteigen wir den zur Seite liegenden Berg, von welchem die Ruinen der *Wolfsburg* ernst herabbliken. Die Aussicht, welche unser Standpunkt uns hier gewährt, ist zwar beschränkt, hat aber nichts desto weniger ihre eigenen Reize, die, wenn sie uns auch nicht die früher genossene Aussicht vergessen machen können, doch gross genug sind, um uns für die Mühe, die Berghöhe erstiegen zu haben, zu entschädigen. Die Burg, welche zur Beschüzung von Neustadt erbaut worden war, und den jeweiligen Vizdümen zur Wohnung diente, muss, den noch vorhandenen Resten nach zu schliessen, eine beträchtliche Ausdehnung gehabt haben, und sehr fest gewesen sein. Ihre Festigkeit konnte jedoch nicht verhindern, dass sie 1525 von den Bauern zweimal erstürmt und ausgeplündert wurde. Ihren Untergang führten die bald nachher ausgebrochenen Kriege herbei.

Nachdem wir wieder in das Thal zurükgekehrt sind, bringt uns die dasselbe durchziehende Landstrasse in einer kleinen Stunde zu dem seitwärts von der Strasse gelegenen Fleken *St. Lambrecht*, das wegen seiner Tuchfabriken unsere Be-

achtung verdient. Seine Entstehung verdankt dasselbe einem Benedictiner-Kloster, welches der rheinfränkische Herzog Otto, dem h. Lambertus zu Ehren, 977 in dem auf dem linken Ufer der Speierbach liegenden Dorfe *Grävenhausen* errichtet hatte. Kaiser Heinrich IV., ein Ururenkel des Stifters, schenkte 1065 dasselbe, sammt allem Zugehör, dem Bischof von Speier zum Eigenthum. In der Mitte des 13. Jahrhunderts wurde es den Dominicaner-Nonnen eingeräumt, die bis 1551 im Besize desselben blieben, in welchem Jahre Kurfürst Friedrich II., mit Bewilligung des Papstes, das Kloster einzog, und dessen Gefälle der hohen Schule zu Heidelberg überliess. Als später das Oberamt Neustadt dem Pfalzgrafen Johann Casimir zugefallen war, nahm derselbe die aus Frankreich und den Niederlanden sich flüchtenden Reformirten, welche Schuz bei ihm suchten, auf, und übergab ihnen unter andern auch das Kloster St. Lambrecht. Bald erhob sich nun hier durch die Bemühungen der Flüchtlinge, welche meistens aus geschickten Tuchmachern bestanden, ein ansehnliches Dorf, das bis zum Anfange des dreissigjährigen Krieges zu bedeutendem Flor gediehen war. Dieser Krieg aber, welcher Viele von den Bewohnern zur Auswanderung veranlasste, vernichtete den Wohlstand des aufblühenden Dorfes, welchen selbst die nach dem Westphälischen Frieden eingetretene Ruhe nicht wieder auf seine vormalige Höhe zu erheben vermochte. Erst in der neueren Zeit hat der Ort durch erhöhete Betriebsamkeit und glükliche Benuzung der Umstände einen kräftigen Aufschwung erhalten, und ist fortwährend in raschem Zunehmen begriffen. — Die in gothischem Styl erbaute grosse Klosterkirche ist noch vorhanden, und ist Eigenthum der evangelischen Gemeinde, welche ihren Gottesdienst darin abhält. Zu bedauern ist, dass das schöne Gebäude durch den Einfluss der Zeit viel gelitten hat.

Von St. Lambrecht sezen wir unsern Weg weiter fort bis zu der sogenannten *Kreuzbrüke*, wo sich die aus dem Elmsteiner Thal herabkommende Speierbach mit der Hochspeierbach vereinigt. Hier betreten wir den links von der Landstrasse abführenden Weg, um in das eben genannte Thal einzudringen. Durch das Dörfchen *Frankenek* hindurch, wo sich die grosse Papierfabrik der Herren Gossler befindet, gelangen wir dahin. Das Thal, das von hohen, mit Buchwald bedekten Bergen gebildet wird, ist eng und wild. Sein rauher Charakter wird jedoch auf freundliche

Weise durch die üppigen Wiesen gemildert, die sich zu beiden Seiten der Speierbach hinziehen. Ein hie und da an den Berghängen befindliches, mühsam bearbeitetes Akerfeld gibt zu erkennen, dass das Thal nicht ganz von Menschen verlassen ist. Nach einer Wanderung von einer starken Stunde erbliken wir auf zwei einander gegenüber stehenden Bergen die Ruinen zweier alter Raubschlösser, links *Spangenberg*, rechts *Erphenstein*. Ersteres ruht auf einem kühn in die Luft hinausspringenden Felsen, gleich einem Raubthiere, das auf seine Beute lauert. Wohl mag vor Zeiten mancher friedliche Wandersmann hier die Gewaltthätigkeit des rohen Ritters zu beseufzen gehabt haben, der, trozend auf die Festigkeit seines Felsennestes, den Gesezen Hohn sprach. Nun aber droht keine Gefahr mehr. Offen stehen die Thore der Burg, die festen Thürme liegen nieder, und harmlose Vögel nisten in dem Gesträuche, das sich wuchernd aus den gesprengten Mauern hervordrängt. Ausser wenigem anderen Gemäuer stehen blos noch die vier Mauern des Hauptgebäudes, deren Inneres nur mit Hilfe einer Leiter zugänglich ist, da die Treppe, welche ehemals dahin führte, gänzlich zerstört ist. Gleichsam um das Bild der Zerstörung vollständig zu machen, liegen unten am Fusse des Berges auch neuere Ruinen, die von einem ehemaligen Maierhofe herzurühren scheinen. Der ehemalige Schlossbrunnen ist in dem, in einiger Entfernung von der Burg befindlichen sogenannten Stutengarten zu suchen, dessen Benennung darauf hinzudeuten scheint, dass dieser Raum, von dessen Umhägung noch viele Spuren sichtbar sind, vormals zur Pferdezucht benuzt wurde.

Eine weniger wilde, aber nicht minder schöne Lage hat die Burg *Erphenstein*, von welcher sich noch ein Thurm von bedeutender Höhe erhalten hat. Dicht verwachsenes Gesträuch umgibt dieselbe von allen Seiten, und macht den Zugang sehr beschwerlich, dessen wir uns übrigens um so leichter entheben können, als wir von dem gegenüber liegenden Spangenberg den schönsten Ueberblik über die Burg haben. Einen angenehmen Eindruk machen in dieser verödeten Gegend einige Bauernhäuser, welche unten am Berge liegen.

An geschichtlichen Nachrichten über beide Burgen fehlt es beinahe gänzlich. Von *Spangenberg* wissen wir blos, dass es 1100 von dem Bischof Johann von Speier seinem Hochstifte ge-

schenkt worden ist. Ein gleiches Alter mag *Erphenstein* haben, wenigstens kommen schon sehr frühzeitig Ritter von Erphenstein vor. In der Fehde, welche Kurfürst Friedrich der Siegreiche gegen die Grafen von Leiningen führte, wurde 1470 die Burg, welche damals leiningisch war, von den Neustadtern erobert und eingeäschert. Vielleicht kam in jener Zeit dieselbe an die Herren von Dalberg, in deren Besiz wir später Erphenstein finden.

Die Lage beider Burgen, welche blos durch das schmale Thal von einander getrennt sind, mag zu der Volkssage Veranlassung gegeben haben, dass die beiderseitigen Burgherren, um desto leichter und schneller zu einander kommen zu können, ihre Burgen durch eine lederne Brüke in Verbindung mit einander gesezt gehabt hätten.

Spangenberg und Erphenstein.

Düster in dem Abendstral
Bliken nieder in das Thal
Dort der Schwesterburgen graue Mauern;
Schweigen herrschet durch den Wald,
Der, mit freundlicher Gewalt,
Sie mit Grün umzieht wie aus Bedauern.

Dunkler wird es, und die Nacht
Kommt, in schauerlicher Pracht,
An des Himmels Wölbung aufgezogen,
Und ein geisterartig Wehn
Hört man durch die Bäume gehn,
Die im scharfen Nachthauch zitternd wogen.

Doch das Wehen wird zum Sturm,
Und vom halbgebrochnen Thurm
Schallet nun ein lauter Ruf in's Weite;
Stille wird's, und friedlich ruht
Berg und Wald, und helle Glut
Ueberströmt die Schwesterburgen beide.

Nicht zertrümmert und zerstükt,
Nicht von Strauchwerk eng umstrikt,
Zeigen sie sich den erstaunten Bliken,
Bei des Zauberrufes Laut,
Haben sie sich, neu gebaut,
Stolz erhoben auf der Felsen Rüken.

Und was sich in alter Zeit
Einst begeben, das erneut
Wieder sich, ein Wunder ist's zu sehen:

Eine Lederbrüke schlingt
Sich von Burg zu Burg, und schwingt
Leicht sich in der Lüfte leisem Wehen.

Und der Ritter tritt hervor
Aus dem festverwahrten Thor,
Und betritt die schwanke Lederbrüke;
Drüben harrt der Freund, den fasst
Ungeduld; in froher Hast
Eilt entgegen er mit heitrem Blike.

Auf der Brüke Mitte stehn
Arm in Arm sie nun, und sehn
Nicht der Brüke ungestümes Schwanken.
Weh! sie reisst, und tief hinab
Stürzen jene, wo Ein Grab
Sie umschliesst, die Freunde sonder Wanken.

Weggestoben ohne Spur
Ist das Wahnbild; die Natur
Schlummert still, kein Lichtstral ist zu schauen.
Tief in Schutt und Trümmern ruhn
Wieder beide Burgen nun,
Ringsum eingehüllt in Nacht und Grauen.

Auf demselben Wege begeben wir uns wieder in das Neustadter Thal zurük, wo wir nach einer halbstündigen Wanderung das Dorf *Neidenfels* erreichen, das uns merkwürdig ist durch die Ruinen zweier Burgen, die zu beiden Seiten der Strasse einander gegenüber liegen. Zur Rechten zeigen sich die Ueberreste der Burg *Neidenfels*, welche erst im 14. Jahrhundert erbaut worden zu sein scheint. Bei der pfälzischen Ländertheilung fiel dieselbe in das Loos des Kurfürsten Ludwig III., der, sowie die folgenden Pfalzgrafen, verschiedene adlige Geschlechter damit belehnte, bis sie unter Kurfürst Carl Ludwig eingezogen wurde. Der Hang des Schlossberges ist im vorigen Jahrhundert von dem Forstmeister Glöckle, der bei den Ruinen auch eine Clause erbauen liess, in eine zierliche Anlage umgeschaffen worden.

Die zur andern Seite auf ungeheuern Felsen ruhenden Mauertrümmer sollen von der Burg *Lichtenstein* herrühren, welche schon 1281 völlig zerstört wurde. Die Veranlassung zu dieser Zerstörung waren die räuberischen Eingriffe, welche die Besizer der Burg in das Eigenthum machten, das die Stadt Speier hier

besass. Der ewigen Nekereien müde, erwählte die Speierer Bürgerschaft 1280 Johann von Lichtenstein, der mit seinen Verwandten in Uneinigkeit lebte, um guten Sold zum Hauptmann der Stadt, unter der Bedingung, dass er jene Burg zerstöre. Im folgenden Jahre verkaufte dieser der Stadt seinen Antheil an der Burg, rükte mit seiner Mannschaft vor dieselbe, und erstieg sie im Sturm, worauf er sie in Brand stekte und bis auf den Grund zerstörte. Die bisherigen Besizer führten deshalb Beschwerde bei dem Kaiser, der jedoch die Klage durch einen Vergleich schlichten liess, worin unter andern festgesezt wurde, dass an dieser Stelle kein festes Schloss mehr errichtet werden sollte.

Ohne weiteren Aufhalt eilen wir nun dem *Frankensteiner Thale* zu, das den Schluss des Neustadter Thales bildet. Lang ausgedehnt zieht sich das Dorf *Frankenstein* in dem engen, wildromantischen Thale hin. Zu beiden Seiten ragen hohe, steile Berge empor, deren Spizen mit aufgethürmten Felsenmassen gekrönt sind. Mitten im Thale auf abschüssigem Berge erscheinen die Ruinen der Burg *Frankenstein* mit ihren rothen Mauern, die mit dem Felsen, auf den sie gegründet sind, Eins zu sein scheinen. Mühsam und steil ist der Pfad, der hinauf leitet, aber überraschend ist der Blik hinab in das tiefe Thal, durch das sich die von lachenden Wiesen eingeschlossene Hochspeierbach hindurch schlängelt. Die wenigen Reste der Burg zeugen von deren ehemaliger Festigkeit. Gegen Westen diente ihr eine ungeheure Felswand zum Schuz, die übrigen Seiten wurden von Thürmen geschirmt, von denen noch einzelne Trümmer sichtbar sind. Dichtes Gesträuch hat den mächtigen Schutthaufen überwachsen, der auch jezt noch wie ein Herrscher voller Majestät über den Häusern des unten liegenden Dorfes thront.

Wann und von wem die Burg erbaut worden sei, lässt sich nicht genau angeben. Man vermuthet, dass dieselbe zum Schuze der unten durch das Thal ziehenden Strasse nach Lothringen angelegt worden sei, und zwar unter der Herrschaft der Rheinfranken, wofür der Name der Burg zu sprechen scheint. Als Eigenthümer derselben erscheinen die Aebte von Limburg, von welchen sie den Grafen von Leiningen zu Lehen gegeben war. Schon 1159 kommt Helger von Frankenstein als leiningischer Burgmann vor, der die Burg von den Grafen von Leiningen als Afterlehen inne hatte. Bei der leiningischen Theilung 1317 kam

Frankenstein an den Grafen Joffried, den Stifter der Leiningen-Hartenburger Linie, der sie seinem Sohne aus erster Ehe, Frizmann, dem Stifter der rixinger Linie, überliess. Die Nachkommen dieses leztern blieben etwa nur ein halbes Jahrhundert in deren Besiz, indem sie dieselbe zuerst verpfändeten, und 1416 an die Grafen Philipp von Nassau, Emich VI. von Leiningen, und den Ritter Diether von Inseltheim verkauften. Frankenstein besass nun drei Herren, unter denen, wie gewöhnlich, die Einigkeit nicht lange dauerte; doch wurden alle Zwistigkeiten auf rechtlichem Wege beigelegt.

Die Burg scheint schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts nicht mehr bewohnt, oder wohl auch in den Kriegen des Kurfürsten Friedrich des Siegreichen zerstört worden zu sein; wenigstens mussten 1471 die Grafen von Leiningen, als Verbündete des Herzogs Ludwig von Zweibrüken, dem Kurfürsten geloben, sich ihres Antheils an Frankenstein nie mehr gegen die Pfalz zu bedienen. Später wurde die Burg nur noch als Gefängniss verwendet. Von ihren späteren Schiksalen ist nichts weiter bekannt, als dass sie im dreissigjährigen, so wie in den folgenden Kriegen, immer als fester militärischer Punkt zur Dekung des Thales benuzt wurde.

Am westlichen Ende des Dorfes, wo das Posthaus steht, verlassen wir die Landstrasse, und richten unsere Schritte in das rechts abführende Seitenthälchen. Leicht kann der Unkundige versucht werden, dasselbe keiner Aufmerksamkeit zu würdigen, da es, von der Landstrasse aus angesehen, gar nichts darbietet, was zu einer näheren Besichtigung veranlassen könnte. Aber man lasse sich durch den ersten Anblik nicht irre führen! Kaum sind wir an der ersten Windung, welche das Thälchen macht, vorüber, so bietet sich uns eine überraschende Ansicht dar. Vor uns liegt, auf furchtbaren Felsenmassen sich erhebend, die Burg *Diemerstein*, deren röthliche Thürme und Mauern lieblich aus dem Waldesgrün hervor schimmern. Weissstämmige Birken wurzeln in den Mauern, und streken ihre Zweige lustig hinaus in die Luft, als freuten sie sich des Sieges, den sie über das öde Gestein davon getragen. Dem wildschönen Gemälde dient als reizende Staffage die Mühle, die am Fusse des Berges liegt, gleichsam als Wahrzeichen, dass die Zeit, wo der Ritter vom Raube lebte, vorüber ist, und der Wanderer sich ungefährdet des Genusses der ihn um-

gebenden Natur erfreuen kann. Rundum ist die Burg, wie von einem unersteiglichen Walle, von gewaltigen Felsen umgeben, durch deren Sprengung ein Graben vor derselben gebildet wurde, den eine hohe, thurmartige Mauer schüzt. Nirgends zeigt sich ein Eingang in das Innere. Nur vermittelst einer Leiter lässt sich durch eine Oeffnung dahin gelangen. Die ganze Beschaffenheit der Burg berechtigt zu der Vermuthung, dass dieselbe ein Raubschloss war, wozu kaum irgend eine andere Stelle sich besser hätte eignen können.

Die Quellen zur Geschichte der Burg fliessen sehr spärlich. Die Zeit ihrer Erbauung scheint in das 12. Jahrhundert zu fallen, wenigstens kommt schon 1221 ein Niebelung von Dimarstein vor, dessen Familie ihren Namen von unserer Burg hatte. Nach dem Aussterben dieser Familie kam Diemerstein an andere Familien, welche die Burg bis zum 15. Jahrhundert als Ganerben gemeinschaftlich besassen, in welcher Zeit die Kurfürsten von der Pfalz dieselbe an sich kauften. Kurfürst Philipp belehnte 1478 die Ritter von Weingarten damit, die jedoch nicht lange im Besize derselben blieben, indem schon 1527 Christoph Bonn von Wachenheim als alleiniger Besizer derselben erscheint. Nach Erlöschung des Bonnischen Geschlechtes fiel Diemerstein wieder an die Kurfürsten zurük. Der Pfalzgraf Johann Casimir, welchem mit dem Oberamte Lautern auch diese Burg, nebst allen Zugehörungen, zur Nuzniessung angewiesen war, verbesserte deren Erträgnisse bedeutend, zu welchem Zweke er schon früher die hier befindliche Mühle von den genannten Bonn angekauft hatte. Nachdem Diemerstein, nach dem Tode Johann Casimirs, wieder an die Pfalz gekommen war, wurde es nicht mehr zu Lehen begeben, sondern blos von einem Gefäll-Verwalter bewohnt. Die Zerstörung der Burg führte vermuthlich der Reunionskrieg herbei.

Die Burg gehört gegenwärtig einem am Fusse derselben wohnenden Privaten, dessen Sorgfalt für die Erhaltung der prachtvollen Ruine alle Anerkennung verdient.

Das Dürkheimer Thal.

Reicher an interessanten Partien, als das Neustadter Thal, ist das Thal, welches wir jezt betreten. Mehr belebt und abwechselnder, als jenes, führt es die verschiedenartigsten Scenen vor das Auge, die theils durch ländliche Ruhe und Einfachheit, theils durch ergreifende Grossartigkeit und Erhabenheit sich auszeichnen, und einen um so tiefern Eindruk zurüklassen, als sich an viele der bemerkenswerthesten Punkte wichtige historische Erinnerungen knüpfen.

Gleich hinter Dürkheim auf dem Kastanienberge, gegen Nordwest, finden wir die sogenannte *Ring-* oder *Heidenmauer*, ein merkwürdiges Denkmal der Vorzeit, über dessen Bestimmung man bis jezt noch nicht im Klaren ist. Der Berg, der auf einer Seite durch einen Graben von dem übrigen Gebirge getrennt, und von den andern Seiten sehr steil ist, bildet oben eine Hochebene von ungefähr einer halben Stunde im Umfange. Auf dieser Fläche befinden sich viele Hügel, die aus aufgehäuften Steinen gebildet sind, und mehrere Gruben von verschiedener Grösse. Die Mauer selbst, welche die ganze Fläche umschliesst, besteht aus unordentlich über einander gelegten grossen und kleinen Feldsteinen, hat am Boden eine Breite von 60 — 70 Fuss, und ist ungefähr 8 — 9 Fuss hoch. Sie ist zwar an sechs verschiedenen Stellen durch Oeffnungen unterbrochen, der Haupteingang scheint jedoch an der östlichen Seite gegen Dürkheim hin gewesen zu sein.

Alle Untersuchungen, die man über das Alter und die Bestimmung dieser Mauer angestellt hat, haben noch zu keinem genügenden Resultate geführt. Gewöhnlich nimmt man an, dieselbe sei ein Werk der Römer, das zu dem Zweke angelegt worden sei, um sich gegen das Andringen von Attila's Heer zu schüzen. Attila selbst habe, nachdem die Römer den Ort verlassen, sein Lager daselbst aufgeschlagen, woher auch der Name Hunnenlager entstanden sei. Wenn es nun auch sehr wahrscheinlich ist, dass Römer auf dem Berge waren, was die vielen auf dem umgrenzten Raume gefundenen römischen Münzen zu bezeugen scheinen, so widerspricht doch die ganze Construction und die Lage

des Werkes der Annahme, dass die Römer die Urheber desselben seien. Möglich ist es wohl, dass die Römer diese Art von Bergfestung gelegenheitlich benuzten, was jedoch auch nur vorübergehend geschehen sein muss, weil sich von einem längern Aufenthalt doch wohl Spuren finden würden; die Entstehung derselben aber scheint einer weit früheren Zeit anzugehören, und einem Volke zugeschrieben werden zu müssen, das von der Befestigungskunst nur die rohesten Begriffe hatte, und sich hierin ganz von den Römern, so weit wir dieselben kennen, unterschied. Was den Zwek der Mauer betrifft, so hat man, zur Erklärung desselben, die Vermuthung aufgestellt, dass der eingeschlossene Raum zu einem Zufluchtsorte für die Bevölkerung der niedriger liegenden Gegenden gedient haben möge, wenn diese durch feindliche Einfälle beunruhigt wurden. Diese Meinung hat vieles für sich, und wird unterstüzt durch das Zeugniss Cäsar's, welcher sagt, dass sich die Gallier, welche damals unser Land bewohnten, vor seinen siegreichen Waffen häufig auf hohe befestigte Berge geflüchtet hätten. Eine andere hiervon abweichende Meinung, welche jedoch die Wahrscheinlichkeit der ersteren um nichts vermindert, ist, dass unsere Hochebene dem Volke zum Versammlungsplaze gedient habe, wenn auf dem nahen Teufelsstein, von dem bald mehr zu sagen sein wird, Opfer abgehalten worden seien, und dass man, weil die feindlichen Stämme sich gerne bei Opferversammlungen einander zu überfallen pflegten, die Mauer zum Schuze gegen solche Ueberfälle aufgeführt habe. Welche Bedeutung die innerhalb der Mauer befindlichen Vertiefungen und Steinhügel gehabt haben mögen, ist ganz ungewiss; denn die Vermuthung, die man sich schon erlaubt hat, dass dieselben als Feuerstätten benuzt worden seien, ist doch wohl zu gewagt. — Aehnliche Anlagen finden sich auf dem Odilienberge im Unterelsass, so wie kleinere, jedoch grösstentheils zerstörte, zwischen Dürkheim und Wachenheim, und bei Deidesheim.

Für die Freunde der Romanlectüre sei bemerkt, dass unsere Heidenmauer dem Romanschreiber Cooper das Sujet zu seinem Werkchen: »Die Heidenmauer oder die Benedictiner«, gegeben hat.

Die herrliche Aussicht, welche wir von diesem Berge in das Thal hinab mit seinen Ruinen und Dörfchen, so wie hinaus in die weite Ebene, haben, geniessen wir in noch grösserem Masse

von der höher gelegenen Anhöhe, auf welche wir durch die an der nördlichen Seite der Ringmauer befindliche Oeffnung gelangen. Nachdem wir dem prachtvollen Landschaftsgemälde, das sich hier vor unsern Bliken in unvergleichlicher Schönheit entrollt, die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt haben, wenden wir uns zu dem einzeln aus der Erde sich erhebenden *Teufelsstein*, einem ungefähr 22 Fuss langen sandsteinartigen Felsen. Gegen Norden, von welcher Seite her man denselben besteigen kann, hat er mehrere stufenförmige Absäze, welche, ob durch Kunst oder Natur gebildet, wahrscheinlich die Stelle einer Treppe versahen. Ganz oben auf dem Felsen befindet sich eine grosse Vertiefung, welche wieder drei kleinere Vertiefungen in sich fasst, von denen aus an drei verschiedenen Seiten des Felsen ziemlich breite Rinnen hinab zur Erde führen. Die ganze Beschaffenheit des Steines, den früher Manche in ihrer abenteuerlichen Gelehrsamkeit für ein Ueberbleibsel aus den Zeiten der Sündflut erklärt haben, scheint es ausser allen Zweifel zu sezen, dass er in der Vorzeit zu einem Opferaltare diente. Die Volkssage will jedoch hiervon nichts wissen, sondern gibt in ihrer poetischen Geschäftigkeit sowohl dem Felsen selbst, als den an demselben erscheinenden Vertiefungen einen übernatürlichen Ursprung.

Der Teufelsstein.

I.

Wie lustig regen sich die Hände
Bei Limburgs prächt'gem Klosterbau!
Bald naht er dem ersehnten Ende,
Schon ragt er hoch ins Himmelsblau.

Das grosse Werk, es ist gelungen,
Die Kuppel wölbt sich stolz und kühn,
Und schlank erheben, leicht geschwungen,
Die Thürme sich darüber hin.

Wohl haben Alle unverdrossen
Dem Werk gewidmet ihre Kraft,
Dem Herrn zu Ehren, der vergossen
Sein Blut für uns am Kreuzesschaft.

Doch unter Allen sah man Einen,
Der unermattet Tag und Nacht
Sich schleppte mit den schwersten Steinen,
Aus weiter Ferne hergebracht.

Vielleicht ein Sünder war's, getrieben,
Zu suchen der Versöhnung Glück?
Wohl war's ein Sünder, doch ihm trüben
Der Reue Thränen nie den Blik.

Der Teufel war's, ihm ward berichtet,
Ein Wirthshaus solle hier erstehn,
Drum hatt' er willig sich verpflichtet,
Handlangerdienste zu versehn.

II.

Zum Hochamt rufen laut die Gloken,
Von allen Seiten drängt die Schaar
Der Gläubigen sich mit Frohloken
Zum kerzenhellen Hochaltar.

Des Chores Feiertöne wogen
Zur Weihe durch das Gotteshaus.
Der Teufel merkt, er sei betrogen,
Und fährt in wildem Grimm hinaus.

Was soll er thun? Sein ganzes Dichten
Ist nun zur Rache hingewandt;
Nicht säumen will er, schnell vernichten
Will er das Werk der eignen Hand.

Tief stürzet er voll Schadenfreude
Hinab sich in der Erde Schoos,
Und wühlt aus ihrem Eingeweide
Der Felsen fürchterlichsten los.

Und eilet damit zu der Höhe,
Die gegenüber sich erhebt,
Wo Limburg's Tempel in der Nähe
Mit seinen Thürmen aufwärts strebt.

Zertrümmern will er das Gebäude,
Das sich durch seine Kunst gefügt,
Das bald nur Trauer wekt, nicht Freude,
Wenn nun des Satans Tüke siegt.

III.

Im Himmel anders ist's beschieden,
Das Kloster steht in seiner Hut;
Nicht stören darf den Gottesfrieden
Des Frevlers unheilvolle Wut.

Schon hat er sich zum Wurf bereitet,
Da blendet Lichtglanz seinen Blik;

Ein Himmelsbote, weiss gekleidet,
Hält ihm die rohe Hand zurük.

Was willst du thun? spricht sanfter Stimme,
In Glanz zerfliessend, die Gestalt;
Der Teufel flucht in seinem Grimme,
Doch ihm entfällt der Stein alsbald.

Ermattet fühlt er seine Glieder
Unfähig jezt zu allem Thun;
Er sezt sich auf den Felsen nieder,
Um Kraft zu sammeln und zu ruhn.

Doch wie er sizt, fasst ihn Entsezen:
Der Stein erweicht sich unter ihm;
Wut muss ihm nun die Kraft ersezen,
Er springt empor mit Ungestüm.

Und knirschend will den Stein er schwingen,
Um ihn zu schleudern auf sein Ziel.
Umsonst! Es will ihm nicht gelingen,
Er ist der höhern Mächte Spiel.

Stets rollt der Stein aus seinen Händen,
So oft er ihn auch fassen will.
Er kann die Unthat nicht vollenden,
Und fliehet fort mit Wutgebrüll.

Und wo er sass, sieht man die Spuren
Tief in den Felsen eingedrükt,
Und wo hinein die Krallen fuhren,
Da wird der Griffe Mal erblikt.

Noch ruhet auf derselben Stelle,
Ein stummer Zeuge und allein,
Wo er entfiel dem Herrn der Hölle,
Auf hohem Berg der Teufelsstein.

Vor uns gegen Nordwest erbliken wir den *Peterskopf*, einen der höchsten Berge der Pfalz. Niemand versäume, den Gipfel desselben zu ersteigen, so mühsam auch der Weg ist. Ein ergreifendes Schauspiel wartet oben unserer. Das gesegnete Rheinthal, begrenzt vom Donnersberg, von den Taunushöhen, dem Odenwald und dem Schwarzwald, dehnt sich in aller Pracht vor unsern Bliken aus, und gibt uns einen Beweis von dem unerschöpflichen Reichthum der Natur, die, wenn auch verschwenderisch mit ihren Schäzen, doch immer noch neue in Bereitschaft hat,

die unsere Dankbarkeit gegen sie erhöhen. Nicht weniger verdient unsern Besuch der westlich gelegene *Heidenfelsen*, der von regellos über einander gestürzten Felsmassen gebildet wird. Während sich uns gegen Osten die freundliche Aussicht in die Ebene öffnet, stürzt gegen Westen und Süden der Berg tief ab, und zeigt dem Auge einen fürchterlichen Abgrund. Aehnliche Naturereignisse, wie in dem Dahner Thale, scheinen, wenn gleich in geringerer Ausdehnung, vormals hier statt gefunden, und die sonderbaren Berg- und Felsbildungen hervorgebracht zu haben.

Wir verlassen nun die Berge, und steigen in das Thal herab. Hier finden wir nicht weit hinter Dürkheim, auf einem abgerundeten, mitten im Thale frei stehenden Berge die schönen Ruinen des ehemaligen Benedictiner-Klosters *Limburg*. Den Fuss des Berges schmüken das Dörfchen *St. Grethen*, die von dem Pfalzgrafen Johann Casimir angelegte *Herzogsmühle* mit dem dabei gelegenen *Herzogsweiher*, und in einiger Entfernung die von Obstbäumen beschatteten Häuser des Dörfchens *Hausen*, in dem das Auge noch einige, mit Epheu überwachsene Trümmer des ehemals hier befindlichen Klosters gewahrt. Bietet der Berg schon, von dem Thale aus betrachtet, eine höchst malerische Ansicht, so gewährt er doch noch weit mehr, wenn wir seine Spize erstiegen haben. Ein seltener Verein von Naturschönheiten umgibt uns hier. Rheinauf, rheinab dringt ungehindert der Blik, und ergözt sich an dem königlichen Strom, der silberhell aus seinen grünen Ufern hervorschimmert; unter uns liegt das von der *Isenach* durchströmte Thal mit seiner wilden Scenerie, und in der Nähe erscheinen im Waldesdunkel die Trümmer der Hartenburg. War es überhaupt kein leichter Entschluss, der Welt zu entsagen, und hinter den Klostermauern sein Leben zu vertrauern, so musste er doppelt schwer erscheinen für den, der hier, wo Alles zur Heiterkeit und zu frohem Genusse aufruft, von dieser Welt Abschied nahm, um fortan für eine andere Welt zu leben. Auch auf diese Stelle, wo die schöne Gotteswelt sich in aller ihrer Herrlichkeit ausbreitet, finden des Dichters *) Worte in jeder Beziehung ihre Anwendung.

---

*) *Uhland* Ernst, Herzog von Schwaben.

Wohlgelegen ist dies Stift,
Man sieht von seiner Schwelle weit umher
Die Städt' und Burgen, Fluss und Feld und Hain,
Und allen Reichthum dieser schönen Welt
So freundlich und so blühend hingelegt,
Dass, wem nicht alles Erdenglük erstarb,
Wem nicht die Hoffnung ganz entwurzelt ist,
Hier an der Pforte noch umkehren muss.

Die Ruinen des Klosters zeugen jezt noch von dessen ehemaliger Ausdehnung. Noch ist von dem reichen Gebäude ein fein und zierlich gearbeiteter Thurm vorhanden, der allein, gleichsam um der jezigen Welt einen Begriff von der Pracht des Ganzen zu geben, und sie dessen Untergang um so schmerzlicher bedauern zu lassen, alle Stürme, die das Kloster trafen, überdauert hat, und ehrfurchtgebietend das zusammengestürzte Gemäuer überragt.

An der Stelle, wo Limburg lag, hatten schon die alten rheinfränkischen Herzoge eine Pfalz, worin sie öfters Hof hielten. Der Name der Burg scheint von den Linden herzurühren, womit der Berg früher bewachsen war, denn alte Urkunden nennen dieselbe Lindburg. Als Grund, warum dieselbe in ein Kloster umgestaltet wurde, meldet die Ueberlieferung Folgendes: Als Kaiser Conrad II. sich einsmals zu Limburg aufhielt, verlor sein erster Sohn durch einen Sturz von einem Felsen hier sein Leben. Conrad's Gemahlin, die fromme Gisela, durch diesen Trauerfall auf's Tiefste erschüttert und betrübt, bewog hierauf den Kaiser, die Todesstätte ihres Sohnes Gott zu heiligen, und die Stammburg in ein Gotteshaus zu verwandeln. Conrad, dessen Sinn ohnehin zu milden Stiftungen geneigt war, erfüllte die Bitte der trostbedürftigen Mutter mit kaiserlicher Freigebigkeit. Am 12. Juli 1030, als eben die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne des Berges Gipfel vergoldeten, legte der Kaiser, umgeben von einem glänzenden Kreise von Herren geistlichen und weltlichen Standes, den ersten Stein zu der gelobten Kirche. Wie sehr dem Kaiser das angefangene Werk am Herzen lag, und wie eifrig er dessen Vollendung betrieb, geht daraus hervor, dass schon 1032 die Abtei Limburg errichtet war, und unter den Schuz der Bischöfe von Speier gestellt wurde. Im J. 1035 kam der Kaiser selbst nach Limburg, und begabte es reich mit vielen seiner eigenen Güter. Zwölf Jahre lang wurde unausgesezt auf kaiserliche Kosten an

der Kirche gearbeitet, deren Vollendung Conrad jedoch nicht mehr erlebte. Er starb 1039 zu Utrecht, nachdem er im December des vorhergehenden Jahres die neue Abtei zum leztenmale besucht hatte. Doch hatte er dafür gesorgt, dass durch seinen Tod das Werk nicht in Stoken gerathe, indem er seinem Sohn und Nachfolger, Heinrich III., die Vollendung des angefangenen Baues anempfohlen hatte.

Heinrich erfüllte treulich den Wunsch seines Vaters; doch erst 1042 war die Kirche so weit vollendet, dass sie feierlich eingeweiht werden konnte, wobei sie das h. Kreuz und den Evangelisten Johannes zu Patronen erhielt.

Die durch Frömmigkeit und Mutterschmerz hervorgerufene Schöpfung stand nun als ein wahres Prachtwerk da, würdig seiner kaiserlichen Stifter, von dem der Benedictiner-Abt Trithemius erklärte, er erinnere sich nicht, jemals eine grössere und prächtigere Kirche seines Ordens gesehen zu haben. Ein gleicher Thurm, wie der noch vorhandene, befand sich auf der diesem entgegengesezten Seite der Kirche. Zwischen beiden erhob sich der Hauptthurm mit sechs Gloken. Ungefähr in der halben Höhe des noch stehenden Thurmes befindet sich jezt noch eine kleine Gallerie, die früher von einem eisernen, stark vergoldeten Gitter umgeben war. Auf der hintern Wand dieser Gallerie, in welcher ehedem auch die Uebergabe des Klosters an den h. Benedict durch die, aus weissem Sandstein verfertigten, lebensgrossen Bilder Conrad's II. und des Heiligen dargestellt war, zeigte sich die östliche Ansicht von Limburg in Stein und in halb erhabener Arbeit ausgehauen. Der Haupteingang, der durch den mittleren Thurm zur Kirche führte, war mit Bildhauerarbeiten geschmükt, die in geschmakvoller Gruppirung eine Kreuzigungsscene darstellten.

Das Innere der Kirche übertraf noch an Pracht deren Aeusseres. Ein Raum von 350 Fuss in der Länge, und 140 Fuss in der Breite dehnte sich vor dem Eintretenden aus. Vom Eingange an bis zum Chor wurde das mächtige Gewölbe von zwanzig Säulen getragen, von denen jede zwei Ellen dik, und, ohne das Fussgestell und das Capital, 20 Ellen hoch, und aus Einem Steine gearbeitet war. Die Deke und die Wände der Kirche waren mit passenden Frescogemälden verziert, und farbige Glasscheiben erfüllten das Heiligthum mit einem mystischen Helldunkel. Unter

den zwanzig Altären zeichnete sich der Hochaltar durch seinen Glanz und seinen Reichthum an Gold und Edelsteinen auf bewundernswürdige Weise aus, und zeugte von der masslosen Freigebigkeit, womit dieser Tempel bedacht worden war. Hinter dem Hochaltar befand sich, unter dem Conventschor, die mit drei marmornen Altären geschmükte und von vier Säulen getragene Gruft der rheinfränkischen Herzoge. Im Chor war zur einen Seite das Grabgewölbe der Grafen von Leiningen, und zur anderen das der Aebte des Klosters.

Die ersten Zeiten des Klosters waren glükliche. Die salischen Kaiser wenigstens hatten das selbe in ihre besondere Fürsorge genommen, und unterliessen nichts, was den Glanz und das Ansehen desselben vermehren konnte. Sie selber hatten sich das Recht vorbehalten, dem Kloster einen Schirmvogt zu sezen; welche Würde nacheinander verschiedenen Edlen zugetheilt wurde. Im J. 1206 aber übertrug, wie schon in der Geschichte Dürkheim's bemerkt worden ist, Kaiser Philipp von Schwaben, bei seiner Anwesenheit in Speier, die Schirmgerechtigkeit über die Abtei, dem Grafen Friedrich I. von Leiningen, dessen Nachkommen sich in dem erblichen Besize dieser Würde behaupteten, und dieselbe nur zu oft zum Nachtheile des Klosters ausübten. Die ersten Zwistigkeiten zwischen den Aebten von Limburg und den Grafen von Leiningen erhoben sich dadurch, dass Graf Friedrich II. das Schloss Hartenburg auf dem Grund und Boden des Klosters aufführte. Zwar sicherte der Graf 1230 auf seinem Todesbette der Abtei eine angemessene Entschädigung zu, vergass aber nach seiner Wiedergenesung seines Versprechens, das erst später von seinen Söhnen erfüllt wurde.

Unheildrohender wurden die Zeiten für das Kloster in der Fehde zwischen Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz und dem Herzog Ludwig von Zweibrüken, in welcher die Grafen von Leiningen sich auf die Seite des Zweibrükers geschlagen hatten. Die Fussknechte des leztern, welche in Wachenheim lagen, überfielen 1470, in Verbindung mit den Leuten des Grafen Emich VII., Limburg, und plünderten dasselbe rein aus, wobei nur die Heiligthümer und die Bibliothek verschont blieben. Nach der bald darauf erfolgten Einnahme Dürkheim's durch Friedrich I., stellte sich das Kloster unter den Schuz der Pfalz, um der fortwährenden Bedrükungen der Grafen los zu werden, wodurch es sich den

Hass derselben in noch höherem Grade zuzog. Die Nekereien und Reibungen zwischen dem Abte und Emich VII. nahmen nun kein Ende mehr, was für das Kloster zulezt die traurigsten Folgen herbeiführte.

Die sogenannte baierische Fehde brachte endlich das dem Kloster schon längst drohende Gewitter zum Ausbruch. Ueber Kurfürst Philipp von der Pfalz war die Reichsacht ausgesprochen, was dem Grafen Emich VIII. von Leiningen eine erwünschte Gelegenheit darbot, sich sowohl für die erlittenen Demüthigungen an der Pfalz zu rächen, als seinen Hass gegen das unter pfälzischem Schuze stehende Kloster auszuüben. Der Kurfürst hatte zwar zum Schuze des Klosters eine Besazung von 400 Mann hinein gelegt, während deren Anwesenheit der vorsichtige Abt die Bibliothek, die Kelche, die Briefschaften und die Kostbarkeiten der Abtei hatte nach Speier bringen lassen. Diese Besazung aber wurde am 29. August 1584, Nachts um 11 Uhr, plözlich abberufen. Niemand im Kloster wusste etwas hiervon, ausser der Kellermeister, der sogleich nach dem Abzuge der Pfälzer die Mönche wekte, und denselben die beunruhigende Nachricht mittheilte, worauf sie den einmüthigen Beschluss fassten, die Abtei zu verlassen. Nachdem sie in dem Chore das vorgeschriebene Reisegebet verrichtet, nahmen sie unter Thränen von ihrer Kirche Abschied, und verliessen dieselbe bei Tagesanbruch, um sich nach Speier zu ihrem Abte zu begeben, der dort am Fieber krank lag.

Kaum war dies geschehen, als Emich VIII. seine Besazung von Hartenburg und einen Haufen Bauern aus Dürkheim, die sich nach Hartenburg geflüchtet hatten, gegen das verlassene Kloster ausrüken liess. Was, nach der Sage, selbst der Teufel nicht auszuführen vermocht hatte, das sollte nun der Rache eines erbitterten Menschen gelingen. Alles wurde rein ausgeplündert, und um dem Ganzen eine der unedeln Gesinnung, womit die That unternommen worden war, würdige Vollendung zu geben, warfen die rohen Knechte des rachsüchtigen Grafen Feuer in die Gebäude. Zwölf Tage lang leuchtete das Feuer, das von den Hartenburgern sorgfältig unterhalten wurde, hinaus in das offene Land, und verkündete weit umher den Untergang eines der schönsten Werke, das Deutschland aufzuweisen hatte. Nach zwölf Tagen war an der Stelle, wo das allgemeinbewunderte Gotteshaus sich erhoben hatte, nur noch ein Trümmerhaufen zu sehen.

Der Abt beschwerte sich zwar auf der Reichsversammlung zu Cöln, 1505, bei dem Kaiser, konnte aber mit seiner Klage nicht durchdringen, da Emich sich damit entschuldigte, er habe zu der Zerstörung des Klosters keinen Befehl gegeben. Da die damaligen bedrängten Zeitumstände nicht erlaubten, an eine baldige Wiederherstellung des Klosters zu denken, so zog der Abt mit einigen seiner Conventualen nach Wachenheim, wohin er die Abtei zu verlegen gedachte. Nachdem aber durch den Kurfürsten Ludwig V., 1510, zwischen dem Abt und den Grafen von Leiningen eine Aussöhnung bewirkt worden war, wurde ernstlich daran gedacht, das zerstörte Kloster wieder aufzubauen, wobei der Kurfürst allen möglichen Vorschub leistete. Der Bau rükte indessen nur langsam voran. Noch vor seiner Vollendung wurde er, 1525 von den aufrührerischen Bauern überfallen, die sich jedoch mit dessen Ausplünderung begnügten. Endlich 1554 war die Kirche so weit wieder hergestellt, dass die erste Messe darin gelesen werden konnte.

Mittlerweile waren jedoch die Zeiten für das Klosterwesen minder günstig geworden. Die Reformation machte immer grössere Fortschritte, und hatte bereits Ansichten verbreitet, die für das Fortbestehen auch unseres Klosters nichts Gutes versprachen. Schon Kurfürst Ottheinrich hatte die Mönche vielerlei Beschränkungen unterworfen. Das Schlimmste aber musste das Kloster unter Kurfürst Friedrich III. erfahren, der 1571 sämmtliche Güter und Gefälle desselben einzog, und einen weltlichen Schaffner darüber sezte. Die wenigen, noch übrig gebliebenen Mönche begaben sich nach Dürkheim, worauf Limburg verlassen stand, und, aus Mangel an Unterhaltung, nach und nach zur Ruine ward.

Im dreissigjährigen Kriege bestellte der Kaiser zwar wieder einen Abt über Limburg, derselbe konnte sich aber nur bis zum westphälischen Frieden behaupten, Kraft dessen Kurfürst Carl Ludwig von der Pfalz in seine Lande und Gerechtsame wieder eingesezt wurde.

Ein solches Ende nahm die Abtei Limburg, die in den Annalen des Klosterwesens als eine der ersten glänzt, die, in ihren Anfängen mit Vorliebe von Deutschlands Kaisern bedacht, Jahrhunderte lang sich in hoher Blüte erhielt, und die, nachdem sie auf schreckliche Weise den Wechsel aller menschlichen Dinge

erfahren, und kaum wieder aufzublühen begann, als ein Opfer der veränderten Ansichten und Meinungen fiel.

Unten an der hinteren Seite des Berges liegt in einem abgeschiedenen Thälchen das Dörfchen *Seebach*, in dem sich seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts ein dem Abte von Limburg untergebenes Benedictinernonnen-Kloster befand, dessen Kirche sich bis jezt noch ziemlich wohl erhalten hat. Unter den Nonnen scheinen zu verschiedenen Zeiten grosse Unordnungen eingerissen zu sein, denn wir finden, dass es mehreremale für nöthig erachtet wurde, denselben die Klosterregeln auf's Nachdrüklichste einzuschärfen. Ob die allzugrosse Nähe von Limburg der Beobachtung der Klosterzucht unter den Nonnen förderlich gewesen sei, steht dahin. Das Volk wenigstens erzählt von einem unterirdischen Gange, der von Limburg nach Seebach geführt habe, und der zu dem Zweke angelegt gewesen sei, um die Communication zwischen beiden Klöstern zu erleichtern. Auch das Kloster Seebach hatte viel über Bedrükungen von Seiten der Grafen von Leiningen, welche Schirmvögte über dasselbe waren, zu klagen, wie wir aus dem Briefwechsel, den die Aebtissin Richmodis von der Horst mit dem gelehrten Abte Trithemius 1505 in lateinischer Sprache führte, ersehen. Das Kloster erhielt sich bis zur Reformation, in welcher Zeit es ebenfalls von Kurpfalz eingezogen wurde.

Nach unserer Rükkehr in das Thal, erbliken wir bald das Dorf *Hartenburg*, das seine Entstehung und seinen Namen dem oberhalb desselben gelegenen Schlosse der Grafen von Leiningen verdankt. Die *Hartenburg* selbst erhielt ihren Namen von dem Haardtgebirge, in welchem sie gelegen ist. Sie ruht auf einem von allen Seiten sehr steilen Berghange, der von dem Berge selbst durch eine hohe Felswand geschieden ist. Da sie erst in der neueren Zeit zur Ruine geworden ist, so sind die Ueberreste derselben noch sehr bedeutend. Ueber dem breiten Thorwege, welcher in den Burghof führt, in dessen Mitte sich der sehr tiefe, jezt verschüttete Brunnen befindet, war der Rittersaal, in welchen man durch das zur linken Seite befindliche Treppenthürmchen gelangte. In dem Hofe erbliken wir die dunkeln Eingänge in den von Emich VIII. angelegten Felsenkeller, neben welchem ein langer Gang zu dem auf Felsen gegründeten Hauptthurme führt, in dem vormals heimliche Gerichte gehalten worden sein

sollen. Oberhalb des Kellers zur rechten Seite waren die Gemächer der Grafen, neben welchen sich die Johannes dem Täufer geweihte Capelle befand, und weiter hinauf die Rüst- und Wappenkammer. Die Verliesse, von denen zwei noch zugänglich sind, finden wir in dem auf dieser Seite stehenden Thurme, von dem aus wir eine angenehme Aussicht in das freundliche Wiesenthal hinter Hartenburg haben. Gegen Nordosten war die Burg durch ein Vorwerk geschüzt, dessen zwei, mit unterirdischen Gängen versehene Thürmchen, die Münze genannt, noch vorhanden sind. Ein anderes Vorwerk, das einen der interessantesten Punkte der ganzen Ruine bildet, war der auf der südöstlichen Seite der Burg gelegene Lindenplaz, der mit uralten Linden und einer Allee wilder Kastanien bepflanzt ist. Von hier aus haben wir den schönsten Ueberblik über unsere Umgebung. Zu beiden Seiten erheben sich hohe, mit dunklem Wald bewachsene Berge, und unten erbliken wir das Thal mit seinen grünen Wiesen und die Häuser des Dorfes, die um den Fuss des Berges gelagert sind. Der hervorstechendste Punkt aber, auf dem unsere Blike am liebsten verweilen werden, ist Limburg's ehrwürdige Ruine, die das Ganze stolz überragt, und gleichsam zürnend ob der vielen Mishandlungen, die das Kloster von den Grafen hatte erdulden müssen, auf die Burg herabzubliken scheint.

Die Hartenburg wurde zu Anfang des 13. Jahrhunderts von dem Grafen Friedrich von Saarbrüken, einem Sohne Simon's II. von Saarbrüken und Lucard's, einer Gräfin von Leiningen, erbaut, der sich davon später blos Friedrich, Herr von Hartenburg, nannte. Nach dem Tode seines Oheims, des Grafen Friedrich I. von Leiningen, gelangte er jedoch in den Besiz von dessen Grafschaft, und erscheint von dieser Zeit an als Friedrich II., Graf von Leiningen. Die Erbauung der Burg selbst gab schon, wie wir oben in der Geschichte Limburg's gesehen haben, Veranlassung zu Zwistigkeiten zwischen dem Grafen und dem Abte von Limburg, welche erst nach dem Tode des erstern durch dessen Sohn Friedrich III., dem die Hartenburg als Erbe zugefallen war, beigelegt wurden. Als ein charakteristisches Zeichen des Verhältnisses, das zwischen den Grafen und den Aebten bestand, kann uns übrigens der an dem oben erwähnten Treppenthürmchen eingemauerte, nach Limburg hinsehende Mönchskopf dienen, über den die Sage folgendes erzählt: Ein Graf von Hartenburg

hatte einst mit dem Abte von Limburg wegen verschiedener Gerechtsame einen Span. Alle desfalls gepflogenen Unterhandlungen führten, da jeder hartnäkig auf seinem Rechte bestand, zu keinem Ende, bis zulezt der Graf, scheinbar zur Aussöhnung geneigt, unter dem Vorwande, die Sache in Güte schlichten zu wollen, den Abt nach Hartenburg einlud, der denn auch der Einladung ohne Argwohn folgte. Der Graf schien sehr erfreut über seinen Besuch, bewirthete ihn köstlich, und lenkte sodann die Rede auf die zwischen ihnen obwaltenden Zwistigkeiten. Da sich der Abt in jedem Stüke unnachgiebig zeigte, traten plözlich auf ein Zeichen des Grafen Bewaffnete in das Gemach, die den Abt, aller seiner Einwendungen ungeachtet, auf Befehl ihres Herrn, in das Verliess warfen. Zwar rükten die Klosterknechte von Limburg gegen Hartenburg aus, um ihren Herrn zu befreien, allein sie konnten gegen die feste Burg nichts ausrichten, und mussten unverrichteter Sache wieder abziehen. Die enge Haft änderte indessen des Abtes Gesinnungen, so dass er sich endlich gütlich mit dem Grafen vertrug. Dieser entliess ihn mit einem Ehrentrunke, auf den der Spott der gräflichen Dienerschaft folgte, als der Abt die Burg verliess. Zum Andenken an diese Begebenheit wurde der erwähnte Mönchskopf an dem Thürmchen eingemauert.

Der kriegerische Graf Emich VIII. liess es sich auf's Eifrigste angelegen sein, die Burg nicht blos sehr zu erweitern, sondern dieselbe auch so stark zu befestigen, dass sie nur schwer einzunehmen war. Der jezige Umfang der Burg, und die noch stehenden Thürme rühren von ihm her. Als Emich, weil er, gegen das Verbot des Kaisers, dem König Ludwig XII. von Frankreich Hilfe geleistet hatte, in die Reichsacht verfallen war, wurde die Burg von dem Kurfürsten von der Pfalz belagert, aber durch die List von Emich's Gemahlin, Agnes von Eppstein, gerettet. Da diese nämlich Grund zu vermuthen hatte, dass sie die Burg weit eher von dem Herzog Ulrich von Würtemberg, welcher das leiningische Schloss Grävenstein eingenommen hatte, werde wieder erhalten können, als von dem Kurfürsten von der Pfalz, so sandte sie Boten an jenen, mit der Bitte, unbemerkt nach Hartenburg zu kommen, und die Burg in Besiz zu nehmen. Herzog Ulrich erfüllte diese Bitte, kam im Stillen herbei, und nahm die Burg ein, wodurch die Unternehmung des Kurfürsten ver-

eitelt, und die Burg dem leiningischen Hause wirklich erhalten wurde.

Die Vermählung Emich's XI. mit der Pfalzgräfin Elisabethe von Zweibrüken, 1585, gab Veranlassung zu bedeutenden Verschönerungen der Hartenburg, indem die Wohnungen erweitert und zu einer glänzenderen Hofhaltung eingerichtet werden mussten. Schon im Jahre vorher hatte Emich, seiner künftigen Gemahlin zu Liebe, an der südwestlichen Seite der Burg auch einen Lust- und Blumengarten anlegen lassen. In diesem Zustande blieb die Hartenburg, da der dreissigjährige Krieg, ohne Schaden für sie, an ihr vorüber ging, bis zum Reunionskrieg, in welchem sie ebenfalls von den Franzosen angezündet wurde. Da aber die festen Mauern und Gewölbe der Burg der Gewalt des Feuers trozten, und die Franzosen sich nicht die nöthige Zeit nahmen, um das Werk der Zerstörung zu vollenden, so konnte das Feuer blos dem Dachwerke Schaden thun; alles Uebrige blieb grossentheils unbeschädigt, mit Ausnahme des grossen Thurms, dessen Kuppel durch die Explosion des darin befindlichen Pulvers gesprengt wurde. Die Burg konnte deswegen bald wieder in bewohnbaren Stand gesezt werden, und die Grafen hatten noch lange Zeit darin ihren Siz.

Als später die Grafen ihre Residenz nach Dürkheim verlegten, blieb nur noch das Archiv in der Burg, in welcher, nachdem der Graf Carl Friedrich Wilhelm dieselbe vollständig in ihrer alterthümlichen Gestalt hatte wiederherstellen lassen, ein Oberförster mit einigen ihm untergebenen Förstern seine Wohnung hatte. Ihre Zerstörung hatte in der französischen Revolution statt. Zu Anfang derselben hatte ein Dürkheimer Bürger einen gezähmten Hirsch geschossen, und war deshalb von den Preussen, welche Dürkheim einige Zeit lang besezt hielten, in das Verliess nach Hartenburg abgeführt worden. Durch das Einrüken der Franzosen wieder in Freiheit gesezt, ritt derselbe, um sich für die ihm widerfahrene Unbill zu rächen, am 29. März 1794 mit französischen Jägern nach der Hartenburg, und stekte dieselbe in Brand, wobei das Archiv, die alten Waffen, Rüstungen und sonstigen Geräthschaften ihren Untergang fanden. Die Ruine der Hartenburg, so wie die von Limburg, ersteigerten später einige Privaten von der französischen Regierung, mit der Bedingung, dass dieselben weder abgebrochen, noch ferner veräussert werden sollten.

Bis hierher hat uns das Thal lauter grossartige Partien dargeboten. Der nachfolgende Theil desselben ermangelt zwar nicht mannichfaltiger Schönheiten, doch sind dieselben weiter auseinander gerükt, und tragen mehr ein wildes Gepräge. Nicht weit hinter Hartenburg ruht gleich an dem Eingange in das erste rechts abführende Thälchen auf einer Anhöhe der *Nonnenfelsen*, an dessen Vorderseite wir eine Halle mit einer Art von Altar erbliken. An sich zwar hat dieser Felsen nichts Ungewöhnliches, doch ist er uns merkwürdig wegen der lieblichen Volkssage, die sich an seinen Namen knüpft. Einer der Grafen von Hartenburg, ein rauher, stolzer Mann, hatte eine Tochter, Adelinde, die in ihrem ganzen Wesen das gerade Gegentheil von ihrem Vater war. Sanft und weichen Herzens, liebte sie mit aller Glut einen Knappen, der durch sein edles Benehmen ihre Liebe zu gewinnen gewusst hatte. Heimlich und still war ihre Liebe, denn der harte Vater durfte nichts davon wissen. Endlich entdekte der Graf durch einen unglüklichen Zufall das süsse Geheimniss. Wütend über die Verwegenheit seines Dieners, der es gewagt, seine Augen zu der Tochter seines Herrn zu erheben, mishandelte er Adelinden, und kaum noch konnte sich der Knappe vor dem Zorne des Ergrimmten retten. Um sich vor einer ähnlichen Schmach für die Zukunft zu sichern, wollte der Graf die Tochter nach seinem Sinne vermählen; diese aber wählte den Schleier, und zwar um so lieber, als der Geliebte in das gelobte Land gezogen war, und dort den Tod gefunden hatte. In einem fernen Kloster beschäftigte sie sich nun, ausser den geistlichen Uebungen, besonders mit der Kräuterkunde, um ihren Hang, den Menschen wohl zu thun, auf eine wirksame Art befriedigen zu können. Die Liebe zur Heimat aber erwachte in ihr, und sie begab sich mit einer treuen Klosterschwester zurük in die Nähe von Hartenburg, wo sie sich auf diesem Felsen eine Hütte aufschlug. Bald wurde der Name der hilfreichen Nonne, deren Kunst manchen Kranken von seinem Uebel heilte, unter dem Volke bekannt, aber der stolze Graf hatte darauf keine Acht. Da vernahm einst Adelinde lautes Wehklagen, das aus der Burg bis zu ihrer Hütte drang. Dem Zuge ihres mitleidigen Herzens folgend, begab sie sich, um, wo nöthig, Hilfe zu leisten, hinüber in die Hartenburg, und fand ihren Vater, der auf der Jagd gestürzt war, dem Tode nahe. Aller Leiden vergessend, die sie durch dessen Härte hatte erfahren

müssen, bot sie ihre ganze Kunst auf, um das ihr theuere Leben des Vaters zu retten. Der Graf genas, ohne seine Retterin zu erkennen. Erst bei dem Besuche, den er, aus Dankbarkeit, mit seiner ganzen Familie der Nonne auf ihrem Felsen abstattete, erkannte er in derselben seine Tochter. Das Gefühl des grossen Unrechts, das er derselben zugefügt, erweichte das starre Herz des Grafen so sehr, dass sein ganzes Wesen umgewandelt wurde. Er suchte durch alle mögliche Bitten Adelinden zur Rükkehr nach Hartenburg zu bewegen; doch sie zog vor, auf ihrem Felsen zu bleiben, wo sie nach einem segensreichen Leben starb, und der nach ihr der Nonnenfelsen genannt wurde. Noch kann man ihren Betaltar, und die Einschnitte bemerken, wo Thüre und Riegel ihrer dürftigen Hütte befestigt waren.

Das sich nun immer mehr verengende Thal weiter verfolgend, kommen wir an mehreren Fabriken vorüber, bis das Thal sich plözlich erweitert, und wir uns in dem sogenannten *Jägerthale* befinden, wo der Staat gegenwärtig eine Klenganstalt besizt. Früher hiess dasselbe der *Picard*, und erhielt seinen jezigen Namen erst, als der Graf von Leiningen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hier ein Jagdschlösschen mit einem Marstalle, und das noch stehende Försterhaus erbauen liess. Das Schlösschen wurde am 1. Februar 1794 von den Franzosen abgebrannt, und liegt nun in Trümmern. Ein Schilderhaus bezeichnet noch den Eingang in dasselbe. Nicht weit davon, zur rechten Seite der Strasse, hatte derselbe Graf von Leiningen an einer heimlichen, von Bäumen beschatteten Stelle, dem Idyllendichter Gessner zu Ehren, ein Tempelchen erbauen lassen, das noch vor einigen Jahren stand, und eine Zierde des Thales war. Muthwille hat dasselbe zerstört, und nur die umherliegenden Trümmer bezeichnen noch die Stelle.

Ausser dem *Hochberg*, der zur Linken im Gebirge liegt, und dessen Rüken eine ungeheuere, mit Bäumen und Gebüsch bewachsene Felsenmasse bildet, bleibt uns nun noch, als der interessanteste Punkt der ganzen Gegend, der in der Nähe des Hochberges befindliche *Drachenfels* zu besuchen übrig, welchen der verdienstvolle Alterthumsforscher *Lehne* für einen Druidensiz hält. Hören wir dessen eigene Worte:

»Den schönen Ruinen des alten Klosters Limburg gegenüber, etwa zwei Stunden hinter Dürkheim, auf der linken Seite des ro-

mantischen Jägerthals, erhebt sich ein konisch gestalteter Berg. Alle andern Höhen, die ihn umgeben, sind mit Nadelhölzern bewachsen; er allein ist von hohen Eichen beschattet. Fast auf der Höhe desselben findet man einen Felsen, der, auf drei Seiten senkrecht aus dem Berge hervorreichend, oben eine ebene Terrasse bildet, auf welcher man, wie auf einer Heerstrasse von etwa 25 Fuss Breite auf beiläufig 100 Fuss Länge, in das Freie zu einer prachtvollen Aussicht tritt. Man nennt ihn den *Drachenfels*. Kurz vor der linken Eke der Terrasse steigt man hinunter, und findet sich in einer Höhle, die wie ein Brükenbogen durch den ganzen Felsen gehauen ist, und auf beiden Seiten die schönsten Gemälde darbietet. Durch die östliche Oeffnung hat man den Anblik des herrlichen Rheinthals, durch die westliche schweift das Auge über waldichte Höhen bis an die Gebirge der Saar. Der Contrast dieser beiden Ansichten erhöht das Malerische der Scene. In diese Höhle, die geräumig genug ist, um zwölf bis fünfzehn Menschen zu fassen, versezt die Legende des frühesten Mittelalters die Mädchen, welche der vom gehörnten Siegfried erlegte Drache bewachte, woher der Name Drachenfels stammt. Dieser merkwürdige Felsen ist offenbar von Menschenhänden, und zwar von sehr rohen, bearbeitet und geebnet. Bauwerk findet man auf dem ganzen Berge nicht. Die Trümmer, welche sich im Thale zeigen, haben Benennungen, die unstreitig sich auf jene, oder andere Legenden beziehen. Die ersten heissen: »Kehr dich an nichts!« die andern: »Murr' mir nicht viel!« Es sollen Ruinen von alten Jägerhütten sein, aber ihre Namen haben sicher eine andere Bedeutung. Dieser Berg scheint mir alle Eigenschaften eines Druidensizes zu haben. Da man kein Mauerwerk, und doch eine Bearbeitung von Menschenhänden entdekt, da er nie zur Vertheidigung eingerichtet war, so gehört die Terrasse offenbar einer früheren Zeit, als dem Mittelalter und der Römischen Epoche, an. Seine einsame Lage im Gebirg, entfernt von der bedrohten Ebene, der Umstand, dass er allein mit Eichen bedekt ist, alles dieses lässt auf keine andere Bestimmung schliessen. Die Höhle, welche mit Holz, dem eigentlichen Baumaterial der Gallier, auf beiden Seiten geschlossen sein konnte, wäre der Kerker der zum Opfer bestimmten Verbrecher, und die Terrasse der Ort ihrer Opferung und der öffentlichen Ceremonien gewesen, von woher das Feuer in einem grossen Theile des Landes, und

besonders auf den benachbarten Abhängen und Hügeln, gesehen werden konnte. Die Priester selbst hätten nach ihrer Art in mystischer Absonderung in dem heiligen Eichenhaine gewohnt, welcher den Berg umkränzt. Auf keine andere Bestimmung scheinen mir Lage und alle andern Umstände anwendbar. Aus diesen Gründen halte ich den Drachenfels für den Siz der Druiden der rheinischen Besizungen der Mediomatriker, in deren Mitte er liegt *).«

Vorstehendem haben wir blos hinzuzufügen, dass die oben erwähnten Ruinen allerdings von Forsthäusern herrühren, welche ihre sonderbaren Namen den Uneinigkeiten zu verdanken haben, welche wegen Waldgerechtsamen zwischen Kurpfalz und Leiningen bestanden. Der Kurfürst hatte nämlich einen Thurm erbauen lassen, und, gleichsam um den Grafen Friedrich Magnus einzuschüchtern, demselben, nach dem Geschmake der damaligen Zeit, den drohenden Namen »Murr' mir nicht viel« gegeben. Dagegen erbaute der Graf, um dem Kurfürsten zu zeigen, dass er sich durch diese Drohung nicht schreken lasse, in der Nähe ein Forsthaus, welchem er den Namen »Kehr' dich an nichts« gab. Das Brustbild des Grafen ist noch an diesem Hause eingehauen zu sehen. Ein anderes Jagdhaus, »Schau dich nicht um«, das nicht weit davon lag, verdankte seine Benennung einem ähnlichen Anlasse.

*) *Fr. Lehne* Gesammelte Schriften, herausgeg. von *Dr. Külb.* 1836.

Das Leininger Thal.

Grünstadt, zu dem wir auf einem höchst angenehmen, grösstentheils mit Kirschbäumen besezten Wege von Dürkheim aus gelangen, gehört zwar, im strengen Sinne, nicht mehr zu dem Thale, in das wir den Leser nun begleiten wollen; doch werden wir uns, da es der Ausgangspunkt sein soll, von dem aus wir das Thal besuchen, einige Zeit dabei verweilen. Dasselbe ist ein heiteres Städtchen in einer freundlichen Lage am Fuss einer Hügelreihe, ungefähr eine halbe Stunde von dem Eingang in das Thal entfernt. Wenn auch seine Entstehung nicht, wie man vormals wohl schon versucht hat, in die Zeiten vor dem Eindringen der Römer in Deutschland hinauf versezt werden kann, so ist doch nicht zu leugnen, dass die Stadt ein sehr hohes Alter hat, da sie schon im 9. Jahrhundert genannt wird. Grünstadt war, wenigstens dem grösseren Theile nach, seit den ältesten Zeiten, ein Lehen der Abtei Weissenburg, in dessen völligen Besiz nach und nach die Grafen von Leiningen kamen, die sich, mit Ausnahme der Zeit von 1481 bis 1505, wo Kurpfalz dasselbe besass, fortwährend darin erhielten. Unter der Fürsorge der Grafen kam die Stadt immer mehr in Aufnahme, durch den dreissigjährigen Krieg aber wurde ihr rasches Aufblühen auf traurige Weise gestört, so dass es, nach Beendigung des Krieges, dem Grafen Philipp II. nur mit grosser Mühe gelang, neue Ansiedler herbeizuziehen, um die verlassene Gegend wieder zu bevölkern, und die mit Unkraut bedekten Felder wieder zu bebauen. Als Graf Philipp Ludwig, der sich, nachdem seit 1680 seine Grafschaft zur französischen Reunion gezogen worden war, in französische Dienste begeben hatte, dieselben, auf Befehl des Kaisers, wieder verliess, musste die arme Stadt die Strafe für diesen unfreiwilligen Rüktritt ihres Herrn erleiden. Nach vorhergegangener Plünderung und arger Misshandlung der Einwohner, sollte die Stadt am 16. October 1689 eingeäschert werden. Der Graf, welcher von diesem Plan in Kenntniss gesezt worden war, hatte zwar die List angewandt, dass er, um die Franzosen glauben zu machen, die Stadt sei bereits zerstört, die Dächer von allen Gebäuden hatte abwer-

fen lassen; doch erreichte er dadurch nur so viel, dass die Stadt, weil es dem Feuer an Nahrung fehlte, vor dem gänzlichen Untergange bewahrt wurde. Da in dieser Zeit sämmtliche Leiningische Schlösser zerstört worden waren, so entschloss sich der Graf, nach dem Abschlusse des Friedens (1697), künftig in Grünstadt zu residiren, und erbaute zu diesem Zweke das noch vorhandene Schloss, den sogenannten »unteren Hof«, worin sich seit 1800 eine Steingutfabrik befindet.

Nach dem Tode des Grafen Philipp Ludwig (1705) kamen die beiden Brüder Christoph Christian und Georg II. von Leiningen-Schaumburg in den gemeinschaftlichen Besiz von Grünstadt. Da beide hier zu residiren Willens waren, der untere Hof aber für zwei Hofhaltungen zu wenig Raum darbot, so erbaute Georg II. 1716 in der Nähe des alten ein neues Schloss, welches den Namen „oberer Hof“ erhielt. In einem Theile dieses Gebäudes befinden sich dermalen die Lehrsäle der deutschen Schulen und die Lehrerwohnungen, der andere Theil ist im Besiz von Privaten.

In der Geschichte Grünstadt's müssen wir noch des ehemaligen Gymnasiums gedenken, welches 1716 von den beiden vorgenannten Brüdern aus den Gefällen des eingegangenen Klosters Höningen errichtet wurde. Unter den vielen würdigen Männern, die an der Spize desselben standen, nennen wir hier blos den berühmten, um die griechische Grammatik hochverdienten Professor *Matthiae*, der von 1789 bis 1798 mit seltener Einsicht und Energie demselben vorstand, und dessen edeln Bemühungen allein es zu danken war, dass unter der französischen Regierung der Fonds der Anstalt nicht eingezogen, und zu andern Zweken verwendet wurde. Leider ist die ehemals berühmte Anstalt jezt zu einer blossen lateinischen Schule herabgesunken. Den Plan, mit dem man vor einigen Jahren umging, das Gymnasium wieder in's Leben zu rufen, scheint man aufgegeben zu haben.

Ein unterhaltender Weg führt uns von Grünstadt in das Thal. Gleich bei dem Eingange in dasselbe erbliken wir zur Rechten auf dem Gipfel eines steilen Berges, wie einen Wächter, die Ruinen der Burg *Neuleiningen*, und unterhalb derselben die Häuser des gleichnamigen Dorfes. Dorf und Burg sind von einer, mit Thürmen und Schiessscharten versehenen Mauer umgeben, und gewähren durch ihre ungewöhnliche Lage einen imposanten Anblik, der dadurch noch viel gewinnt, dass der Hang des Berges in Aker-

feld umgeschaffen ist, und Rebenpflanzungen dessen Fuss umkränzen.

Durch einen Thorthurm treten wir in das Dorf ein, durch welches hindurch wir zu der Burg gelangen. Dieselbe bildete ein Vierek, wie die noch stehenden vier Mauern zeigen, deren vier Eken mit festen Thürmen versehen sind. Die in der Nähe sich erhebende Giebelwand rührt von dem Hauptwohngebäude her, das der Burg gegen Westen lag. Der innere Burgraum hat in der neuern Zeit eine schöne Bestimmung erhalten, indem derselbe urbar gemacht, und mit Bäumen angepflanzt worden ist, bei welcher Gelegenheit mancherlei Waffen und mehrere eiserne Feldschlangen gefunden wurden. Den einen der vier Ekthürme hat der jezige Eigenthümer der Ruine, der Schullehrer des Dorfes, unten zur Wohnung hergerichtet, und oben mit Platten belegt, so dass sich nun von dieser Höhe die reizende Aussicht bequem geniessen lässt. Gegen Osten zeigt sich die mit Städten und Dörfern geschmükte, von dem hie und da hervorglänzenden Rhein durchströmte Ebene, die in der Ferne von den Bergen des Odenwaldes begrenzt wird; gegen Süden erbliken wir die wenigen Trümmer der hochliegenden Battenburg, und gegen Westen thut sich das waldreiche Leininger Thal auf.

Die Burg wurde in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts von Graf Friedrich III. erbaut, und dadurch zugleich der Grund zu dem Dorfe gelegt, das später zu einer Stadt erhoben wurde, als welche es schon 1371 erscheint. Unter Graf Hesso, welcher in der Mitte des 15. Jahrhunderts Burg und Stadt erweiterte und stärker befestigte, gelangte Neuleiningen zu grossem Ansehen, das jedoch durch die, nach Hesso's Tode vorgenommenen Theilungen bald wieder verloren ging. Schon früher hatte der Bischof von Worms, ob mit Recht oder Unrecht, ist unentschieden, sich als Lehnsherrn von einem Theile Neuleiningen's geltend zu machen gewusst. Als nun Hesso, der lezte der leiningen-dachsburger Linie 1467 kinderlos gestorben war, entspannen sich heftige Streitigkeiten wegen des Besizes von Neuleiningen. Sowohl Hesso's Schwester Margarethe, vermählte Gräfin von Westerburg, die sich als rechtmässige Erbin ihres Bruders ansah, als auch der Bischof von Worms, in seiner behaupteten Eigenschaft als Lehnsherr, machten Ansprüche darauf. Aber auch Emich VII. von Hartenburg glaubte Recht darauf zu haben, und nahm Neu-

leiningen ohne Weiteres in Besiz. Die beiden erstern riefen nun den Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz zu Hilfe, der auch 1468 Emich VII. aus dem streitigen Erbe wieder vertrieb, worauf der Bischof von Worms den Kurfürsten mit der Hälfte von Neuleiningen belehnte, und die andere Hälfte für sich behielt. Dieser Zustand dauerte bis 1505, in welchem Jahre Kurfürst Philipp von der Pfalz seine Hälfte von Neuleiningen lehensweise an Graf Reinhard IV. von Leiningen-Westerburg abtrat. Da alle Versuche Reinhard's, auch die Wormsische Hälfte zu Lehen zu erhalten, an den übertriebenen Forderungen des Bischofs scheiterten, so wurde 1508 die Burg förmlich zwischen beiden Parteien getheilt.

In dem Bauernkriege wurde die Burg blos durch die Klugheit der Gräfin Eva, einer Tochter Reinhard's, gerettet. Die Bauern hatten die Burg eingenommen, und schon zu plündern angefangen, als die Gräfin ihnen freundlich entgegen kam, und sie durch sanfte Worte zu bewegen wusste, von ferneren Gewaltthätigkeiten abzustehn. Doch musste sie sich bequemen, den rohen Haufen zu bewirthen und selbst zu bedienen, worauf derselbe ganz friedlich wieder abzog.

Im dreissigjährigen Kriege erlitt die Burg zwar viele Beschädigungen, doch nicht in dem Grade, dass sie nicht bald wieder wohnlich hergestellt werden konnte. Ein härteres Schiksal traf dieselbe 1690, wo sie von den Franzosen gänzlich ausgebrannt wurde, und von Grund aus zerstört worden wäre, wenn nicht die festen Mauern zu viele Schwierigkeiten dargeboten hätten. Später war zwar der obengenannte Graf Georg II. Willens, die Burg wieder aufzubauen, da er aber von dem Bischof von Worms die Abtretung der andern Hälfte nicht erhalten konnte, so gab er den Plan auf, und erbaute sich, wie wir gehört haben, ein Schloss in Grünstadt. Die Burg blieb seitdem in Trümmern liegen, und kam 1767 durch Kauf ganz an den Bischof von Worms, der bis zur Revolution in deren Besize blieb.

Nachdem wir wieder in das Thal herabgestiegen sind, das durch die dasselbe durchströmende Carlbach, und die längs derselben sich hinziehenden frischen Wiesen, einen eigenen Reiz gewinnt, bleibt uns, wenn wir rükwärts bliken, Neuleiningen noch lange sichtbar. Nach kurzer Wanderung wird der sogenannte Hinkelstein unsere Blike auf sich ziehen, lokere Felsmas-

sen, die sich öfters bei ungestümem Wetter von dem Gebirge ablösen, und in das Thal herabstürzen. Das Thal, das sich, je weiter wir kommen, immer mehr erweitert, ist ziemlich belebt durch mehrere Mühlen und einen sehenswerthen Drahtzug. Unter diesen Mühlen wird die zunächst bei Altleiningen gelegene, die sogenannte kleine Sägmühle, unser Interesse in Anspruch nehmen durch die Sage, die darüber noch in dem Munde des Volkes lebt.

„Ein junger Burgmann in Altleiningen, Eberhard von Randek, kek, listig und heimtükisch, liebte die schöne Jolantha, die Tochter des Grafen Friedrich von Leiningen. Er flehte um Gegenliebe, oder vielmehr um eine Gunstbezeugung, welche der reine und keusche Sinn der Gräfin verabscheute. Er bot alle Mittel auf, welche Wollust und Verschlagenheit eingeben konnten, um zu seinem Ziele zu gelangen, aber vergebens; die Gräfin blieb standhaft. Anstatt das Verwerfliche seines Vorhabens einzusehen, und davon abzustehen, wurde Randek nur um so hartnäkiger, bis endlich seine unreine Liebe in den bittersten Hass überging, und er aus Rache Jolantha's Tod beschloss. Die Gräfin war mit Arnold, Graf von Egmont, verlobt. Randek hatte seinen Plan gemacht, und ging in die kleine Sägmühle, wo er durch Bestechungen den Müller vermochte, über die Stelle, unter welcher sich die Räder befanden, ein ganz dünnes Brett zu legen, auf dem die Gräfin den Todesgang wandeln sollte. Das Brautpaar ging an diesem Tage mit Randek und einem Fräulein, einer Freundin der Gräfin, auf den nahen Zinnerberg lustwandeln. Die Liebkosungen und Tändeleien des Brautpaares entflammten Randek's Rache noch mehr, und bestärkten ihn in seinem grässlichen Vorsaze. Endlich standen sie Alle auf dem Gipfel des Berges, und labten sich an der Aussicht in das Thal. Zu ihren Füssen trieb die Sägmühle ihr geschäftiges Wesen. Der Graf wünschte die Einrichtung derselben, worauf ihn Randek aufmerksam gemacht hatte, in der Nähe zu betrachten. Sie stiegen hinab, und traten in die Mühle. Randek wusste es so einzurichten, dass die Gräfin vorangehen musste. Sie besahen das Werk, und die lustige Bewegung der Säge. Die Gräfin stand nahe an dem verhängnissvollen Brett; Randek bat sie, voranzugehen, um dem Spiele näher zusehen zu können, aber sie weigerte sich, von dunkler Ahnung durchschauert. Er erschöpfte seine ganze Be-

redsamkeit, aber um so grösser wurde ihre Bangigkeit. Da bat Randek das Fräulein, voranzutreten. Diese weigerte sich nicht lange, aber kaum hatte sie einige Schritte gethan, als das dünne Brett brach, und sie mit einem Schrei des Entsezens hinabstürzte, wo sie augenbliklich zermalmt wurde. Randek sprang vor, um auch die Gräfin hinabzustürzen, aber in demselben Augenblik ergriff ihn der Graf, hielt ihn fest, rief Leute herbei, und liess ihn und den Sägmüller binden. Auf die Burg gebracht, gestanden beide ihr Verbrechen. Randek wurde bei Fakelschein im Burghof enthauptet, der Müller aber ins Verliess geworfen, um lebenslänglich für seinen Frevel zu büssen. Doch wurde er, auf die Bitte der neuvermählten Gräfin, als ein Verblendeter und Verführter, an ihrem Ehrentage seiner Haft entlassen, und für immer des Landes verwiesen. Die zerquetschten Ueberreste des unglüklichen Fräuleins wurden zusammengesucht, und in dem Kloster Höningen ehrenvöll bestattet. Seitdem soll sich der Geist Randek's, der wegen seiner Unthat von den Wohnungen der Seligen ausgeschlossen wurde, oft zur Nachtzeit in der Sägmühle sehen lassen an dem Orte, wo er seinen Frevel verübt hatte.“ *)

Bei der ebenerwähnten Sägmühle theilt sich das Thal. Wir folgen dem Zuge rechts, und erbliken bald, von hochstämmigen Pappeln noch halb verdekt, die Ruinen der Burg *Altleiningen*, die auf einem, aus dem üppigen Wiesengrunde sich frei erhebenden Berge ruhen, welcher das Thal abermals in zwei Arme spaltet. Am Fusse des Berges liegt das Dorf Altleiningen, das Namen und Entstehung der Burg verdankt, und fortwährend die Schiksale derselben theilte. Dieses Dorf hat eine beneidenswerthe Merkwürdigkeit aufzuweisen, nämlich einen Brunnen, der aus zwanzig diken Röhren das beste und klarste Wasser ausströmt, und sogleich einen Bach bildet, der, nur einige Schritte davon entfernt, eine Papiermühle in Bewegung sezt. Nachdem wir diesem seltenen Brunnen die verdiente Bewunderung gezollt haben, wenden wir uns zu der Burg, deren hohe, mit vielen Fensteröffnungen versehene Mauern stolz herabbliken. Ueber zwei Gräben, von denen der eine ganz in Felsen gehauen ist, gelangen wir an unser Ziel. Die ganze Burg, welche die Gestalt eines

*) *I. G. Lehmann*, das Leininger Thal. 1832.

länglichen Dreieks hatte, ruht in ihren Fundamenten auf Felsen. Von dem ursprünglichen Gebäude ist blos an der Westseite noch ein mächtiges Mauerstük vorhanden, alles Uebrige rührt, wie die Bauart zeigt, aus dem 16. und 17. Jahrhundert her.

Unsere Burg, welche das Stammhaus der Grafen von Leiningen ist, wurde zu Anfang des 12. Jahrhunderts von Emich I. erbaut, und erhielt erst später, nach der Erbauung von Neuleiningen, zum Unterschiede von diesem, den Namen Altleiningen. Die Nachrichten über die frühesten Schiksale derselben sind unerheblich. Schon gegen das Ende des 13. Jahrhunderts finden wir die Grafen von Leiningen nur noch im Besize der einen Hälfte der Burg, während die Grafen von Sponheim und von Nassau die andere Hälfte besassen. Um den Zwistigkeiten vorzubeugen, welche in Folge der vielfachen Theilungen, die in der Leininger Familie statt hatten, entstanden, trug Graf Friedrich VI. seine Hälfte von der Burg 1335 dem damals mächtigen Kurfürsten von Trier zu Lehen auf, woher es kam, dass die Hälfte der Burg bis auf die neuesten Zeiten Trierisches Lehen war. In dem, nach des Grafen Hesso Tode, zwischen dessen Schwester Margarethe und dem Grafen Emich VII. ausgebrochenen Erbschaftsstreit erhielt der Kurfürst von der Pfalz, zum Lohn für seine hierbei geleistete Hilfe, von Margarethen die Hälfte des Leiningischen Antheils an der Burg, welche jedoch Reinhard IV., der sich später auch den Sponheimer Antheil zur Nuzniessung zu verschaffen wusste, 1481 wieder an sich brachte.

Nicht so gut, als Neuleiningen, erging es Altleiningen in dem Bauernkriege. Die Burg, welche unverantwortlicher Weise ohne alle Besazung war, wurde mit Leichtigkeit von den tobenden Bauern erstürmt, und gänzlich niedergebrannt, wobei das Archiv und alle Kostbarkeiten in Flammen aufgingen. Nach wiederhergestellter Ruhe kehrte Graf Cuno II., der sich nach Heidelberg geflüchtet hatte, wieder zurük, konnte aber, in der bedrängten Lage, in welcher er sich befand, für die Wiedererbauung seiner Stammburg nichts thun. Erst unter seinem Sohne Philipp I. wurde der Anfang zur Wiederherstellung gemacht, die sich aber bis zum Ausbruche des dreissigjährigen Krieges hinauszog, in welchem Zeitpunkte die ganze Burg vollendet wieder dastand, bis auf einen unter dem nördlichen Schlossflügel befindlichen Felsenkeller, der heute noch unvollendet ist.

Der dreissigjährige Krieg brachte der Burg zwar keinen Schaden, was den von den verschiedenen kriegführenden Mächten erwirkten Schuzbriefen zu verdanken war, aber der Plünderung entging sie nicht. Die Wittwe des 1635 kinderlos verstorbenen Grafen Johann Casimir, Gräfin Martha von Hohenlohe-Langenburg, hatte dem rechtmässigen Erben, dem Grafen Philipp II., einem Bruder des Verstorbenen, die Uebergabe des Schlosses Altleiningen verweigert, weshalb sich dieser mit Gewalt in Besiz gesezt hatte. Martha rief nun ihren in Oestreichischen Diensten stehenden Bruder, den Grafen Kraft von Hohenlohe, zu Hilfe, der, unter dem Vorwande eines Besuches, scheinbar blos von einigen Bedienten begleitet, auf das Schloss kam. In der Nacht, als sich Alle zur Ruhe begeben hatten, überfielen die Bedienten des Grafen die Schlosswache, und liessen die kaiserlichen Reiter, welche der Graf mitgebracht, und im nahen Walde verborgen gehalten hatte, ein. Graf Philipp entkam noch zur rechten Zeit. Die Reiter aber, die zum Schuze hatten dienen sollen, machten sich die Gelegenheit zu Nuze, und raubten, was ihnen unter die Hände kam. Bald darauf musste Martha, in Folge eines kaiserlichen Befehls, Altleiningen räumen und ihrem Schwager überlassen.

Die Burg blieb nun ungefährdet bis 1690. Nachdem die Franzosen Grünstadt und andere Leiningische Orte zerstört hatten, rükten sie auch vor Altleiningen. Die Besazung des Schlosses, die nur aus 100 Mann bestand, zog, ohne den geringsten Widerstand, ab, und überliess die Feste den Franzosen, welche dieselbe ausplünderten, und, nachdem sie den vordern Theil gesprengt hatten, in Brand stekten. Die Burg wurde seit dieser Zeit nicht mehr wiederhergestellt, doch wurde bis zur Revolution für die Erhaltung der Ruine gesorgt. In jener Alles umwälzenden Zeit aber wurde auch sie nicht verschont, sondern durch häufiges Abbrechen von Bausteinen in den Zustand versezt, wie wir sie jezt sehen.

Als eine Merkwürdigkeit unseres Thales verdient noch erwähnt zu werden, dass sich ehedem in der Nähe des Schlosses nicht unbedeutende Bergwerke befanden. Die Eisenbergwerke waren noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Betrieb, das Kupferbergwerk, welches das ergiebigste von allen war, wurde, nicht sowohl weil es erschöpft gewesen wäre, als vielmehr in Folge der damaligen Zeitumstände, bald nach dem dreissigjähri-

gen Kriege verlassen. Vielleicht gelänge es, die Kupferlager wieder aufzufinden, wozu der im nahen Kupferthal befindliche Kupferbrunnen, welcher stark mit mineralischen Theilen geschwängert ist, wohl am meisten behilflich sein könnte.

Von Altleiningen führt uns ein angenehmer Fusssteig in einer halben Stunde nach dem in südwestlicher Richtung gelegenen Dörfchen *Höningen*. Unterwegs kommen wir an dem sogenannten neuen Bau, einem ehemaligen Jagdschlösschen der Grafen von Leiningen, vorüber, das, seiner heimlichen Lage wegen, ein Lieblingsaufenthalt der Grafen war. Lusthäuser und herrliche Anlagen umgaben dasselbe, die jedoch in der Revolution verheert wurden. Das Schlösschen selbst blieb verschont, und diente noch bis 1815 als Försterwohnung. Da dasselbe später seines Daches beraubt wurde, so geht es seinem Untergange rasch entgegen.

Am Ende unsers Weges erbliken wir zu unsern Füssen, in einem reizenden, rings von bewaldeten Bergen eingeschlossenen Thälchen, Höningen. Einen eigenen Eindruk machen die dunkeln Mauern des ehemals hier befindlichen Augustinerklosters, die zwischen den unter Bäumen ruhenden Häusern, wie finstere Schatten, hervorbliken, und seltsam gegen das hier verschwenderisch ausgebreitete Grün abstechen. Der Anblik des romantischen Thälchens erklärt zur Genüge, warum sich die Grafen von Leiningen gern und oft hierher begaben, und sogar ein Jagdschlösschen hier erbauten, von dem der mittlere Pavillon noch übrig ist.

Von dem alten Kloster ist nur wenig mehr vorhanden. Die hohe Mauer, welche dasselbe nebst dessen Gärten und Kirchhöfen umgab, ist an einigen Stellen noch wohl erhalten; ebenso das Thor, durch welches wir in das Innere gelangen, wo wir eine kleine, dem h. Jakob geweihte Kirche finden, welche älter sein soll, als das Kloster, und die leider ihrem Verfalle ganz nahe ist. Mehrere alte Gemälde und Grabsteine machen dieselbe des Besuches würdig. Nur schade, dass für die Erhaltung dieser Alterthümer nichts geschehen ist, weshalb sie sich grösstentheils in einem sehr kläglichen Zustande befinden.

Das Kloster wurde um das Jahr 1120 von Graf Emich II. von Leiningen gegründet, und freigebig von seinem Stifter beschenkt. Bis zum 15. Jahrhundert wusste dasselbe seine Reichthümer auf mancherlei Art zu vermehren, und seine ohnehin bedeutenden Einkünfte besonders dadurch sehr zu vergrössern, dass es sich

von verschiedenen kirchlichen Würdeträgern ausgedehnte Ablassbriefe ertheilen liess. Wichtige Privilegien, welche es sich von mehreren Päpsten verschaffte, steigerten noch das Ansehen, in welchem es stand. Aber von dem angegebenen Zeitpunkt an geriethen die ökonomischen Verhältnisse des Klosters durch nachlässige Wirthschaft in höchst bedenkliche Zerrüttung, und die Klosterzucht zerfiel so sehr, dass Graf Hesso von Leiningen den Entschluss fasste, mit dem Kloster eine durchgreifende Verbesserung vorzunehmen, die er denn auch mit Ernst und Energie durchführte. Nach und nach aber gewann das alte Unwesen wieder Eingang; die Mönche gaben sich einem zügellosen Leben hin, und die Einkünfte wurden leichtsinnig verschwendet. Ausserdem fand die Reformation unter den Klostergeistlichen viele Anhänger, wodurch die förmliche Auflösung des Klosters herbeigeführt wurde. Zu Anfang des J. 1569 trat der lezte Prior mit den noch übrigen Geistlichen zur Reformation über, und übergab das Kloster mit allen Gütern und Gefällen dem Grafen von Leiningen. Wenige Zeit nachher fanden auch die Klostergebäude ihren Untergang. Im März 1569 brach Feuer darin aus, das wahrscheinlich aus Bosheit angelegt worden war, und welches in kurzer Zeit sämmtliche Gebäude verzehrte.

Die Grafen von Leiningen, besonders Philipp I., entschlossen sich nun, die immer noch reichlichen Einkünfte des Klosters zur Errichtung einer lateinischen Schule zu verwenden, und zu demselben Zweke die niedergebrannten Gebäude wiederherzustellen. Schon 1573 war man damit fertig, und die Schule nahm ihren Anfang. Die Einrichtung derselben war, den damaligen strengen Ansichten über Jugenderziehung entsprechend, eine klösterliche, wie aus den noch vorhandenen Gesezen für die Schüler hervorgeh. Unter diesen Gesezen wird der Artikel: „Wer während dem Essen trinken will, muss vorher einige zierliche Verse laut hersagen,“ leicht unser Lächeln erregen, und doch ist nicht zu leugnen, dass auch diese sonderbare Vorschrift ihr Gutes hatte. Die Anstalt wirkte, mit wenigen Unterbrechungen, indem sie einigemale ansteckender Krankheiten wegen geschlossen werden musste, bis in die Zeiten des dreissigjährigen Krieges, höchst vortheilhaft auf die Geistesbildung der näheren und entfernteren Umgegend. Da aber bei der unsäglichen Armuth, welche jener Krieg in seinem Gefolge hatte, die Gefälle nicht mehr eingetrieben werden konnten, so

musste man die Schule eingehen lassen. Die nun leer stehenden Gebäude geriethen, da nichts auf ihre Unterhaltung verwendet wurde, in Verfall, der dadurch noch beschleunigt wurde, dass nach und nach ein Dörfchen sich hier bildete, zu dessen Aufbau grossentheils die Steine von den Klostergebäuden benuzt wurden.

Wir begeben uns nun durch das eine halbe Stunde entfernte Dorf *Hertlingshausen*, wo sich vordem ein, jezt spurlos verschwundenes Nonnenkloster befand, zu dem in dessen Nähe liegenden Dorfe *Carlsberg*, auch *Mazenberg* genannt, das, seiner Entstehung, wie seiner Lage wegen, unsere Aufmerksamkeit verdient. Die Länge desselben beträgt über anderthalb Stunden. Jedes Haus liegt von den übrigen abgesondert, umgeben von den dazu gehörigen Grundstüken. Der ganze Berg, über welchen das Dorf sich hin erstrekt, war vormals mit Wald bedekt, in dem ein kleines Dorf, Sekenhausen, lag, von dem sich nur noch der Name erhalten hat. Diesen Wald liess zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Graf Georg II. von Leiningen fällen, der sodann den Boden an fremde Colonisten verpachtete, die aus allen Gegenden zusammenkamen, und unter denen sich viele Zigeuner befanden. Die neue Colonie war lange wegen vieler Diebereien in sehr üblem Rufe, und erst in der neueren Zeit gelang es, die freiheitsliebenden Bewohner an gesezliche Ordnung zu gewöhnen. Auf einem unfruchtbaren Boden angesiedelt, sind dieselben grösstentheils arm, und ernähren sich meistens dadurch, dass sie als Musikanten, Kesselfliker und Hausirer im Lande umherziehen.

Der Donnersberg.

Frei hebt in Gottes freier Luft
Der Busen sich mit muntern Schlägen,
Und jeder Lebensfreude wogt
Er frischen Muthes hier entgegen.

Kein Erdenleid, kein Erdenweh
Herrscht hier in diesen hohen Räumen,
Das Herz kann ungestört und frei
Sich überlassen seinen Träumen.

Dem Sturme selbst ist nicht vergönnt,
Hierher zu schleudern seine Blize,
Tief unten tobet seine Wut,
Fern dem erhabnen Göttersize.

Verlangend späht der helle Blik
Hinaus in ungemessne Weiten,
Und siehet überall ein Meer
Von reichen Schäzen sich verbreiten.

O Berg, du Herrscher stolz und kühn,
Sieh eine Welt zu deinen Füssen,
Die huldigend zu dir sich naht,
Ihr Bestes vor dir auszugiessen.

Geschmükt mit ihrem Prachtgewand,
Tritt sie vor dich, mit dem Verlangen,
Du wollest ihre Huldigung
Als Herrscher gnadenvoll empfangen.

Sie bringet dir der Traube Blut,
Und einen Kranz von goldnen Aehren,
Der Wälder Schmuk, der Wiesen Schmelz,
Gern will sie Alles dir gewähren.

Wer hüpft dort jugendlich einher,
Hell leuchtend in dem Glanz der Sonne?
Ihm strahlt von Lust das Angesicht,
Was weket in ihm solche Wonne?

Ein König ist's von hoher Art,
In weit entferntem Land entsprungen,
Wo er aus enger Kerkerhaft
Als starker Held sich losgerungen.

Froh schlägt sein königliches Herz
Bei deinem Anblik; gerne weilen
Möcht' er bei dir, doch weiter noch
Muss seine Gaben er vertheilen.

Er winkt dir liebend seinen Gruss,
Und jauchzet freudig dir entgegen,
Dann eilt er fort, der stolze Rhein,
Huldvoll beglükend allerwegen.

Du aber schauest froh hinab,
Und siehst voll Stolz in deinen Reichen
Reichthum, Zufriedenheit und Glük
Treu innig sich die Hände reichen.

Dein Haupt, o Berg, steht hell und klar,
Wenn unten sich die Wetter thürmen,
Des ächten Herrschers würdig Bild,
Bleibst du dir gleich in allen Stürmen.

Unter allen Bergen der Pfalz zeichnet sich der *Donnersberg* sowohl durch seine Höhe, als seine ganze Formation aus. Bei einer Erhöhung von 2090 Fuss über der Meeresfläche, zeigt sich derselbe, von der Seite betrachtet, in einer Ausdehnung von anderthalb Stunden. Wie ein Riese über die umliegenden niedrigeren Berge emporragend, gewährt er einen majestätischen Anblik, der durch die herrlichen Wälder, welche die Abdachungen des Berges bedeken, noch um vieles erhöht wird. Für den Geologen hat derselbe grosses Interesse durch seine besondere Bildung. Seine Hauptmasse besteht aus Porphyr, untermischt mit buntem Sandsteine, dessen innere Structur deutliche Spuren von vulkanischer Einwirkung an sich trägt, wodurch sich derselbe von dem, durch das ganze Haardtgebirg vorherrschenden Sandsteine auf auffallende Weise unterscheidet. Seinen Namen hat der Berg, nicht, wie Manche glauben, daher, weil sich die Gewitter an ihm brechen, und in das Thal senken, so dass man auf der Höhe oft über den Wolken steht, und unter sich blizen sieht, — sondern unstreitig von dem altdeutschen Gotte *Thor*, welchem derselbe geweiht war. Dass die Römer ihn *Mons Jovis* nannten, findet seine Erklärung darin, dass dieselben die Götter der von ihnen besiegten Völker unter ihre eigenen aufnahmen, und sie demnach den Berg nach dem Namen ihres, dem deutschen *Thor* entsprechenden Gottes benannten. Für den Aufent-

halt der Römer auf dem Berge zeugen häufige Spuren. Ausser manchen hier aufgefundenen Alterthümern, als Münzen, Urnen, u. s. w., spricht dafür auch eine, in einen Felsen eingehauene, halbverwitterte Inschrift, wodurch zugleich die Verehrung Jupiters auf unserm Berge beurkundet wird.

Auf einem östlichen Vorsprunge des Berges zeigt sich in romantischer Lage unsern Bliken das Dorf *Dannenfels*, dessen Häuser freundlich unter dichtbelaubten Kastanienbäumen hervorschimmern. Von hier aus besteigen wir auf einem bequemen Pfade den Gipfel des Berges. Oben finden wir einen Maierhof, der die Stelle eines ehemaligen Klosters einnimmt, von welchem jedoch, ausser einer, in einem Zimmer dieses Hofes befindlichen gothischen Nische, nichts mehr vorhanden ist. Ein Steinwall von etwa 12,000 Fuss im Umfange, von dem noch viele Spuren sichtbar sind, umgibt den Maierhof nebst dem dazu gehörigen Felde. Diese Mauer soll römischen Ursprungs sein; doch wäre es möglich, dass auch ihre Entstehung, wie die der Heidenmauer bei Dürkheim, in eine frühere Periode fiele. Ein gewisser viereckiger Raum innerhalb der Mauer führt jezt noch den Namen »Heidengräber«, und scheint vormals als Begräbnissplaz gedient zu haben. Nach Nordwesten stürzt der Berg in eine finstere und wilde Thalschlucht ab, die den Namen »Mordkammer« führt, und diesen Namen deshalb erhalten haben soll, weil im 17. Jahrhundert die Lothringer, welche die Burg Falkenstein besezt hielten, hier von den aufgestandenen Bauern, nach einem hartnäkigen Gefechte, niedergemacht wurden.

Die besuchtesten und besuchenswerthesten Punkte des Berges sind der *Hirtenfels* und der *Königsstuhl*. Dieser ist ein ungefähr 20 Fuss hoch sich erhebender, breiter und sehr bequem zu ersteigender Porphyrfelsen an der nördlichen Seite des Berges. Sein Name wird daher abgeleitet, dass die fränkischen Könige ehemals von ihm herab Gericht gehalten haben. Die Aussicht, die sich von hier aus eröffnet, ist zwar ausgedehnt, doch ziemlich einförmig, da das Auge blos die nördlichen und westlichen Gegenden zu überbliken vermag, welche meistentheils aus Berg und Wald bestehen. Anders der Hirtenfels, der sich im Süden des Berges befindet, und der von denen, die den Donnersberg besuchen, gewöhnlich als Standpunkt gewählt wird, um den Aufgang der Sonne zu beobachten. Wer das Glük hat, gerade an einem

unbewölkten und heitern Morgen hier oben zu sein, der erlebt eines der wundervollsten Schauspiele. Noch ist es Nacht, und ahnungsvoll harrt der Schauende des feierlichen Augenblikes, wo das Dunkel schwindet, und seinem Blike die vor ihm verhüllte Herrlichkeit zu schauen vergönnt ist. Da beginnt es allmählig im Osten zu dämmern, einzelne Lichtstreifen blizen auf, und plözlich ergiesst sich ein Stralenmeer über das ganze Land. In Gold getaucht erscheinen gen Norden die rebenreichen Berge des Rheingau's und die Höhen des Taunus; gen Osten fesselt den Blik die schöngeformte Bergreihe des Odenwaldes, aus der, wie zum Grusse, der gewaltige Melibocus hervortritt, und gen Süden thut sich eine unübersehbare, in der reichsten Fruchtbarkeit prangende Ebene auf, durch die sich der Rhein wie eine Riesenschlange hindurchwindet. Städte und Dörfer drängen sich überall hervor, als seien sie stolz darauf, eine Stelle gefunden zu haben in dem unvergleichlich schönen Lande. Wohin das Auge sich wendet, überall ist ihm hoher Genuss bereitet, und der Eindruk, den dies erhabene Schauspiel auf den für die Reize der Natur Empfänglichen macht, ist unauslöschlich.

In der nächsten Umgebung des Donnersberges befinden sich mehrere Burgruinen, von denen wir folgende nur kurz erwähnen wollen. Die Burg *Dannenfels* liegt oberhalb des gleichnamigen Dorfes, und führt in ihren wenigen Ueberresten in dortiger Gegend den Namen »altes Schloss.« Gegen Süden finden wir auf einer hohen Felsenwand die wenigen Trümmer der Burg *Wildenstein*. Beide Burgen scheinen gleichen Ursprung und zum Theil auch dieselben Schiksale gehabt zu haben, wie das in der Nähe liegende Schloss *Neubolanden*, von dem sich ebenfalls nur sehr wenig erhalten hat. Dies leztere wurde von Graf Werner I. erbaut, der wahrscheinlich 1116 mit Herzog Friedrich von Staufen aus Schwaben gekommen war, und auch der Gründer des dabei gelegenen ehemaligen Klosters *Hane* ist, dessen Andenken noch in dem jezigen sogenannten Klosterhof fortlebt. Die Burg, wie die ganze Gegend, kam nach mancherlei Schiksalen an die Grafen von Nassau, und wurde im Bauernkriege zerstört. Von der Burg *Altbolanden*, die denselben Erbauer hatte, ist keine Spur mehr vorhanden. Auch von der nordwestlich vom Donnersberg liegenden Burg *Rupertsek* ist beinahe nichts mehr sichtbar, da die lezte übrig gebliebene Mauer vor mehreren Jahren zusammengestürzt ist. Diese

Burg soll im 13. Jahrhundert von dem Raugrafen Ruprecht erbaut worden sein, und wurde in der Fehde des Herzogs Ludwig von Zweibrüken mit Kurfürst Friedrich I. am 15. October 1470 abgebrannt und geschleift. Die ehemals reiche Burg *Hohenfels*, zu der man, nach der Volkssage, auf silbernen Treppen gelangte, liegt westlich vom Donnersberg auf einem Felsen, und scheint gleiches Alter mit Bolanden zu haben. Ihre Zerstörung fällt in das 14. Jahrhundert.

Anderthalb Stunden vom Donnersberg entfernt, zeigt sich uns *Kirchheimbolanden*, ein freundliches Landstädtchen in einer hügeligen, aber sehr fruchtbaren und fleissig angebauten Gegend. Dasselbe ist sehr alt, denn schon im 7. Jahre Carls des Grossen geschieht seiner Erwähnung. Im Laufe der Zeiten an Nassau gekommen, war es bis zur Revolution die Residenz der Fürsten von Nassau-Weilburg. Von dem ehemaligen, prachtvoll eingerichteten Residenzschlosse, dessen grösserer Theil in der Revolution zerstört wurde, ist noch ein Flügel vorhanden, der von seinem vorigen Besizer in eine geschmakvolle Privatwohnung umgeschaffen worden ist. Der an denselben anstossende, grösstentheils nach englischer Art angelegte Garten, wozu dem Publikum der freie Zutritt gestattet ist, enthält viele sehenswerthe Partien. Unter den öffentlichen Gebäuden Kirchheims machen wir auf die schön gebaute vormals lutherische Kirche aufmerksam, in welcher sich die fürstliche Gruft und eine ausgezeichnete Orgel befinden.

Südöstlich von Kirchheim zieht sich das von der Pfrim durchflossene, reizende *Zeller Thal* hin, mit einer Menge von Dörfern und Mühlen, und dem an dem Abhang eines Hügels lieblich gelegenen Orte *Zell*, von welchem das Thal seinen Namen hat. Zell verdankt seine Entstehung dem englischen Priester Philipp, der sich unter dem fränkischen Könige Pipin hier eine Klause errichtet hatte, bei welcher eine dem h. Michael geweihte Kapelle gegründet wurde. Nach dem Tode Philipp's, der sich durch viele von ihm verrichtete Wunder den Ruf der Heiligkeit erworben hatte, bildete sich nach und nach das berühmte Stift Zell, dessen Kirche noch übrig ist.

Von Zell begeben wir uns zurük nach dem Städtchen *Göllheim*, das uns weniger wegen seiner angenehmen Lage, als wegen der geschichtlichen Erinnerungen, die mit seinem Namen verbun-

den sind, interessirt. Hier befindet sich gegen Süden und Westen die Wahlstatt, wo Kaiser Adolph von Nassau, nach heldenmüthigem Kampfe mit seinem Gegner, Albrecht von Oestreich, Krone und Leben verlor. Es war um die Mittagsstunde des 2. Juli 1298, als Adolph, den die Ungeduld mitten in das Kampfgewühl getrieben hatte, nachdem zwei Ritter, die des Oestreichers Rüstung und Feldzeichen trugen, von seiner Hand gefallen waren, den Streichen seines ehrgeizigen Gegners erlag, und unter den Händen eines Knechtes, der dem zum Tode Verwundeten und halb bewusstlos am Boden Liegenden den Hals durchschnitt, sein, eines bessern Looses würdiges, Leben verendete.*) An der Stelle, wo der unglükliche Kaiser den Tod gefunden, liess Einer seines Geschlechtes, um der Nachwelt die Erinnerung an den verhängnissvollen Tag zu bewahren, eine starke Mauer erbauen, und in deren Mitte ein einfaches steinernes Crucifix einfügen, dem zur Rechten eine Steintafel mit einer jezt unleserlichen Inschrift den Zwek des Denkmals angab. Als dieses im Verlaufe der Zeit stark Noth gelitten hatte, liess Graf Ludwig von Nassau 1611 dasselbe wieder ausbessern, und zur Linken des Christusbildes auf einer Steinplatte die jezt noch vorhandene Inschrift anbringen: Anno Milleno Trecentis Bis Minus Annis In Julio Mense Rex Adolphus Cadit Ense. — Renovatum Hoc Monumentum Sub Ludovico Comite Generosissimo a Nassau. Anno 1611. Dieses Denkmal, welches dermalen in einem ziemlich schadhaften Zustande ist, befindet sich an dem südwestlichen Ende von Göllheim, beschattet von einer Rüster, welche mindestens gleichzeitig mit demselben, wo nicht älter, ist. In der neuesten Zeit hat man, um das Königskreuz gegen weitere Beschädigungen zu schüzen, den lobenswerthen Plan gefasst, dessen baldiger Ausführung man entgegen sehen darf, über dem Monumente eine, blos durch ein eisernes Gitterthor geschlossene, Feldkapelle im vorgothischen Style aufzuführen, und dadurch zugleich auf würdige Weise das Andenken des hier gefallenen Helden zu ehren.

---

*) In Bezug auf das Detail dieser denkwürdigen Schlacht verweisen wir den Geschichtsfreund auf *J. Geissel's* treffliche Monographie: „Die Schlacht am Hasenbühl und das Königskreuz zu Göllheim. 1835.“

Das Königskreuz.

Dort bei Göllheim auf dem Felde,
Schon seit langer Jahre Raum,
Von dem Blize halb zerschlagen,
Steht ein alter Rüsterbaum.
Trauernd ruht in seinem Schatten
Eines Kreuzes steinern Bild,
Drauf die Zweige, wie zum Schuze,
Sich herniederbeugen mild.

Wohl bedeutsam ist die Stätte,
Die ein solches Zeichen schmükt,
Das nur selten, wo die Freude
Sich gebettet, wird erblikt.
Ward ein Mord einst hier begangen,
Oder birget wen das Grab,
Dem des Freundes Hand ein Zeichen
Seiner treuen Liebe gab?

* * *

Glüh'ndè Stralen wirft die Sonne
Nieder in des Thales Schoos,
Wo zur Aernte reif die Saaten
Harren rüst'ger Schnitter blos.
Aber an den Hügelhängen
Hat der Herrscher Machtgebot
Andre Saaten aufgepflanzet,
Deren Schnitter ist der Tod.

In dem bergumkränzten Thale,
Hei, wie braust die laute Schlacht!
Heute gilt es Kron' und Leben,
Messen will sich Macht mit Macht.
Mördrisch treffen sich die Heere,
Und in heisser Kampfesglut
Achten sie nicht ihrer Wunden,
Kargen nicht mit ihrem Blut.

Lange schwankt des Sieges Wage,
Immer wilder tobt der Streit;
Jeder ist zum Heldentode,
Wie zum Siege, gleich bereit.
Ob auch ganze Schaaren sinken,
Hingemäht vom scharfen Schwert,
Dennoch furchtlos stehn die Kämpfer,
Alle höchsten Ruhmes werth.

Und der Kaiser, kampfbegierig,
Sprenget vor auf hohem Ross,
Oestreich's falschen Herzog suchend
In der Streiter dichtem Tross.

„Heute wirst du nicht entrinnen,
Wie du, Feiger, oft gethan,
Reich und Leben sollst du lassen
Hier zur Stund'!“ ruft er ihn an.

Und mit hochgeschwungnem Stahle
Dringt der Kaiser auf ihn ein;
Jener steht in kalter Ruhe,
Unbekümmert um sein Dräun;
Hebt das Schwert zum Todesstreiche,
Der vernichtend niederfährt,
Und den todeswunden Kaiser
Niedersehleudert von dem Pferd.

Mittag war's, im nahen Kloster
Schlug die Gloke zwölfmal an,
Als der hochgesinnte Kaiser
Endete die Heldenbahn.
Unter Rosseshufen liegend,
Und mit Staub und Blut bedekt,
Ward die kaiserliche Leiche,
Nach der Mordschlacht spät entdekt.

* * *

Dort bei Göllheim auf dem Felde,
Wo geflossen Kaiserblut,
Steht ein steinern Kreuz in eines
Alten Rüsterbaumes Hut.
Schattend neigen sich die Zweige
Auf des Helden Todtenmal,
Leise schauernd, wenn des Frühlings
Lüfte wehen durch das Thal.

Ungefähr dreiviertel Stunden von Göllheim, in einem einsamen, lieblichen Thälchen, liegt der Rosenthaler Hof, an dessen Stelle ehemals das Cisterziensernonnen-Kloster *Rosenthal* stand. Unter den durch Schönheit ausgezeichneten Ruinen des Klosters nimmt vorzugsweise der beinahe noch unversehrte, zierliche Thurm unsere Bewunderung in Anspruch. Derselbe ist, in gothischem Style, bis zu seiner Spize aus glatt behauenen Steinen zusammengefügt, und erhebt sich leicht, wie ein schlank aufgeschossener Baum, in die Lüfte. Ein aus Rosen zusammengeseztes steinernes Kreuz schmükt seinen fein und kunstreich gearbeiteten Helm, und deutet sinnbildlich den Namen des Klosters an, welchen dasselbe von dem Familienwappen seines Stifters, des Grafen Eberhard von Eberstein, der eine Rose in seinem Wappen führte, erhalten zu haben scheint.

Die Zeit der Erbauung des Klosters ist das Jahr 1241. Nicht blos von seinem Stifter, sondern auch von andern Seiten her mit Geschenken reich bedacht, und zudem vom Papste mit bedeutenden Privilegien ausgestattet, kam dasselbe bald zu grossem Ansehen, in welchem es sich, ungeachtet der grossen Beschädigungen, die es in den Fehden des Kurfürsten Friedrich I., und mehr noch in dem Bauernkriege, erlitt, bis zur Reformation erhielt, welche seine Auflösung herbeiführte. Die lezte Aebtissin, Elisabethe von Geispizheim, übergab 1572 das Kloster sammt allen Zugehörungen an den Grafen Philipp IV. von Nassau, welcher 1573 einen weltlichen Schaffner darüber bestellte. Zwar wurde im dreissigjährigen Kriege das Kloster dem Cisterzienser-Orden wieder eingeräumt, aber in Folge des westphälischen Friedens fiel es 1651 wieder an Nassau zurük. Da seitdem auf die Unterhaltung der Gebäulichkeiten nichts verwendet wurde, so geriethen sie in Verfall, wozu die Anlegung des jezigen Maierhofes das Ihrige beitrug.

Während der Schlacht bei Göllheim hatte Albrecht von Oestreich hier sein Hauptquartier, aus welchem Umstande hervorgeht, dass die nachfolgende Sage auf keinem historischen Grunde beruht. In einem Gefechte gegen den Bischof von Strassburg, erzählt dieselbe, war Adolph von Nassau einst durch einen Pfeilschuss gefährlich verwundet, und zur Heilung in ein Elsasser Kloster gebracht worden. Hier pflegte ihn Imagina, eine junge Nonne, mit der zärtesten Sorgfalt, welche bald in innige Liebe gegen den Kranken überging. Adolph war beinahe gänzlich genesen, als die Nonne ihn in einer Nacht vor einem heimlichen Ueberfalle des Bischofs, der ihr durch Zufall bekannt geworden war, warnte, und sich erbot, ihn aus der ihm drohenden Gefahr zu retten. Der Kaiser liess sich hierauf von ihr durch eine geheime Pforte auf verborgenen Pfaden zum Rheine führen, wo er, von Liebe und Dankbarkeit durchdrungen, sie durch Bitten bewog, ihm zu folgen und sein Weib zu werden. Imagina begleitete nun den Geliebten überallhin; auch auf seinem Zuge nach Göllheim folgte sie ihm. Am Tage der Schlacht verweilte sie im Kloster Rosenthal, und flehte den Himmel um Sieg an für seine Waffen. Der Tag verging für sie ohne Kunde von des Gatten Schiksal. Da vernahm sie am Abend ein ängstliches Winseln vor der Klosterpforte. Das Schreklichste ahnend, öffnet sie, und erblikt des

Kaisers getreues Windspiel, das sie durch seine Gebärden aufzufordern scheint, ihm zu folgen. Dem treuen Thiere durch Wald und Feld nachgehend, kommt sie zur Wahlstatt, wo sie, bei Mondschein, des Gatten schreklich verstümmelte Leiche findet. Sie liess dieselbe nach Rosenthal bringen, und durch die Klosterschwestern daselbst begraben, und betete dann, aller Hoffnung entsagend, ohne Unterlass über der Gruft, bis der Tod sich ihrer erbarmte, und sie mit dem Geliebten wieder vereinigte.

Weil Albrecht der Leiche Adolph's das kaiserliche Begräbniss in Speier verweigert hatte, so wurde sie in einem einfachen Sarg in der Klosterkirche von Rosenthal begraben, wo sie bis 1309 blieb, in welchem Jahre sie, unter Albrecht's Nachfolger, Heinrich von Luxemburg, nach Speier abgeführt, und feierlich, mit dem eines Kaisers würdigen Gepränge, in dem Dome beigesezt wurde.

In geringer Entfernung von Rosenthal erbliken wir, bei dem Dörfchen Stauf, auf hoher Bergspize die wenigen Trümmer der alten Burg *Stauf*, eines frühern Besizthums der Grafen von Zweibrüken. Wir werden nicht versäumen, den Berg zu besteigen, um uns an der malerischen Aussicht, die er gewährt, zu erquiken. Obgleich nicht ausgedehnt, so wird uns dieselbe doch anziehen durch den lieblichen Wechsel von fruchtbaren Thälern und theils reich bewaldeten, theils fleissig angebauten Berghängen, und von freundlichen Dörfern, die hie und da sich bald halb versteken, bald offen hervortreten.

Von hier aus kehren wir wieder zurük zum Donnersberge, um das an dessen südweslicher Seite sich hinziehende *Falkensteiner Thal* zu besuchen. Bei einer Ausdehnung von einer kleinen Stunde bildet dasselbe eine der reizendsten Partien der ganzen Gegend, und ist mehr, als manche gepriesene Landschaft, des Besuches werth. In wilder Schönheit erheben sich zu beiden Seiten schroffe Berge, die mit ihren dunkeln Wäldern dem Ganzen einen schauerlichen Anstrich geben, und den tiefen Thalgrund durcheilt ein klares Bächlein, in das die Berge ihre langen Schatten werfen. Zur rechten Seite führt uns, nachdem wir eine enge Schlucht durchschritten haben, ein schmaler Pfad, der sich an einer hohen und steilen Felswand hinanwindet, zu der Räuberhöhle, welche sich weit in den Felsen hinein erstrekt, und die ehemals ein Aufenthaltsort von Räubern war, woher auch ihr Name. Der schönste und überraschendste Anblik aber wartet

unserer in dem Hintergrunde des Thals. Hier thront auf einem hohen, fast senkrechten Felsen die Burg *Falkenstein*, die selbst in ihren Trümmern noch von ihrer vormaligen Grösse und Pracht zeugt, und das Stammhaus der berühmten Grafen von Falkenstein ist. Am Fusse des Berges ruht das zwar unansehnliche, aber höchst romantisch gelegene Dörfchen Falkenstein, das wie schutzflehend zu der stolzen Feste aufzublicken scheint, und in seiner wilden Umgebung das Gemüth wohlthuend anspricht.

Die Burg wurde wahrscheinlich zu Anfang des 12. Jahrhunderts erbaut, von wem, ist unbekannt. Wir finden nicht, dass sie vor dem dreissigjährigen Kriege besondere Schiksale gehabt hätte. Erst gegen das Ende dieses Krieges traf das denselben begleitende Verderben auch sie. Im J. 1644 erstiegen die Schweden Falkenstein, und nahmen die darin befindlichen Gelder des Herzogs von Lothringen, der die Grafschaft Falkenstein vom Reiche zu Lehen trug, ungefähr 60,000 Reichsthaler, weg, verliessen die Burg aber wieder, ohne dieselbe beschädigt zu haben. Zum zweitenmale wurde sie 1647 von dem französischen Feldmarschall Schönbek eingenommen, der sie an drei Stellen sprengen, und die Befestigungswerke schleifen liess. Mehrere wichtige, die Grafschaft Falkenstein betreffende Papiere, die sich in der Burg befanden, wurden bei dieser Gelegenheit glüklicher Weise gerettet. Unter diesen Papieren befand sich auch das Tagebuch eines Hofmeisters eines der lezten Grafen von Falkenstein, aus welchem wir, der Merkwürdigkeit wegen, Folgendes mittheilen wollen: »Als die beiden jungen Grafen anfingen, bengelhaft zu werden, hat sie ihr Herr Vater zu den Rauen nach Grumbach gesandt, um Mores zu lernen, und hat solchen ein gräflich Reisegeld mitgegeben, einem jeden 30 Albus. — Item: die Erzählung von einem Kirchweihfest in Marienthal, wo die jungen Grafen mit ihrem Hofmeister drei Tage gebanketirt und sich gräflich aufgeführt haben, so dass sie in diesen drei Tagen die ungeheure Summe von 9 Albus verprassten.« Was würde der gute Hofmeister wohl gesagt haben, wenn ihm Reise- und Wirths-Rechnungen aus unsern Tagen zu Gesichte gekommen wären?

Die Burg war zwar zerstört, aber doch immer noch in einem solchen Zustande, dass ein lothringischer Commandant mit seiner Mannschaft dieselbe besezt halten konnte; derselbe wurde aber 1654 von den Bauern, welche die Burg erstürmten, erschlagen,

und die Besazung vertrieben, die jedoch ebenfalls in der schon früher erwähnten Mordkammer den tobenden Bauern unterlag. Seitdem gerieth die Burg in immer grössern Verfall, der dadurch noch beschleunigt wurde, dass die brauchbarsten Bausteine an dem Mauerwerke von den Einwohnern des unten liegenden Dorfes zum Bauen ihrer Häuser benuzt wurden. So befindet sich unter andern noch jezt vor der Hausthüre eines dortigen Bürgers ein Stein, welcher früher über dem Hauptthore der Burg eingemauert war, mit der Inschrift: »Melchior, wie du willt!« Ueber diesen Stein erzählt die Sage Folgendes: Einer der lezten Grafen von Falkenstein hatte einen Bruder, Namens Melchior, der, aus unbekannten Gründen, feindlich gegen ihn gesinnt war. Eines Morgens erschien Melchior mit seinen Reisigen vor Falkenstein, und forderte unter Drohen und Schimpfen seinen Bruder zum Zweikampfe heraus. Dieser suchte, vom Fenster aus, durch begütigendes Zureden den Zorn seines Bruders zu besänftigen, aber ohne Erfolg; der erbitterte Melchior drohte die Burg zu stürmen. Als nun der Graf sah, dass alles Zureden vergebens sei, schloss er das Fenster mit den Worten: »Melchior, wie du willt!« Durch diesen Ausruf wurde Melchior, der durch die nachgiebige Gesinnung seines Bruders ohnehin schon gerührt worden war, vollends überwältigt. Er begehrte Einlass, und bei festlichem Schmause feierten die Brüder ihre Versöhnung, zu deren Andenken jene Worte in einen Sandstein eingehauen, und über dem Thore eingemauert wurden.

In dem nahen Dorfe *Marienthal* zieht die schöne und wohlerhaltene gothische Kirche, das Ueberbleibsel eines um 1145 hier gestifteten Nonnenklosters, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Im Innern finden wir unter der Orgel die in Sandstein gearbeiteten Grabmäler der Grafen von Falkenstein. Auf dem ersten Sarkophag sind die sieben Kinder eines der Grafen, welche in den Jahren 1556 — 1563 starben, und sämmtlich nicht Ein Jahr alt wurden, abgebildet, mit der Ueberschrift: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich.“ Ausserdem zeichnet sich der Grabstein des 1579 verstorbenen Johannes von Dhaun, Grafen zu Falkenstein, welcher die Augsburgische Confession in der Grafschaft einführte, durch schöne Arbeit aus.

Das Alsenzthal.

Das Thal, mit dessen Betrachtung der gegenwärtige Abschnitt sich beschäftigen soll, führt seinen Namen von der Alsenz, einem schmalen Flüsschen, welches dasselbe seiner ganzen Länge nach durchströmt, und das gewöhnlich friedlich zwischen seinen grossentheils mit Erlengebüsch besezten Ufern dahinfliesst, aber, durch häufige Regengüsse angeschwellt, nicht selten Verheerungen anrichtet. So wenig Anziehendes und Bemerkenswerthes das Thal in seinem Anfange darbietet, indem wir hier blos waldige Höhen und einen meistens unfruchtbaren, nur mühsam zu einigem Ertrage gezwungenen Boden erbliken, so viel Befriedigendes gewährt dasselbe in seinem weiteren Fortgange dem Wanderer. Wir versezen darum den Leser sogleich in denjenigen Theil des Thales, welcher sowohl durch eine Menge von Naturschönheiten, als durch geschichtliche Bedeutsamkeit, unserem Zwecke entspricht.

Wir beginnen mit dem *Moschellandsberge*, der bei dem schön gelegenen Städtchen *Obermoschel* sein mit Wald geschmüktes, und mit den Ruinen der alten Burg *Landsberg* gekröntes Haupt hoch in die Lüfte erhebt. Ein breiter und bequemer Weg führt uns hinan. Eine prächtige Gebirgslandschaft umgibt uns, wenn wir die Spize des Berges erreicht haben. Auf der einen Seite erscheint der Donnersberg, während auf der andern die Ruinen von Altenbaumberg, der Rheingrafenstein, die Gans und der Rothenfels unsre Blike auf sich ziehen, und durch ihre sonderbaren Formen der Fantasie reichen Stoff zu angenehmer Beschäftigung gewähren. Nachdem das Auge bewundernd über Felsen und Berge sich ergangen hat, wird es sich gerne auch in die Tiefe senken, und dem Städtchen mit seiner schönen Kirche, welches malerisch am Fusse des Berges ruht, einen freundlichen Blik gönnen.

Die Ruine, an deren Eingang sich ein sehr grosser runder Thurm befindet, ist sehr ausgedehnt, und zeigt ein ausserordentlich festes Mauerwerk. Ob die Burg, wie aus manchen Um-

ständen hervorzugehen scheint, schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts bestanden, ist unausgemacht, jedenfalls aber wurde sie vor dem 13. Jahrhundert erbaut, wahrscheinlich von den Bischöfen von Worms, welche als Lehnsherren erscheinen, und dieselbe den Grafen von Veldenz zu Lehen gaben. Die Grafen, welche nur selten dahin kamen, hatten Burgmannen hineingesezt, die sich den Namen „Ritter von Landsberg“ beilegten. Nach dem Tode des Grafen Friedrich III. von Veldenz fiel die Burg an den Gemahl von dessen Tochter Anna, den Pfalzgrafen Stephan von Zweibrüken, welcher dieselbe auf seinen Sohn, Ludwig den Schwarzen, vererbte. In der Fehde, in welche dieser kriegerische Fürst mit Friedrich dem Siegreichen verwikelt war, wurde die Burg und die Stadt Obermoschel von dem leztern 1471 hart belagert, wobei die Stadt durch Unterhandlungen die ihr drohende Gefahr abzuwenden suchte, die Burg aber so lange Widerstand leistete, bis Ludwig von Meisenheim aus seinem Gegner den Frieden anbieten liess. Nach dieser Zeit bis gegen den Anfang des dreissigjährigen Krieges kamen die Herzoge von Zweibrüken öfters hierher, um Hof zu halten. Der Bruder des Herzogs Johann II., Friedrich Casimir, hatte seinen beständigen Siz hier, und wurde der Stifter der Landsberger Linie, welche bis 1681 die Burg besass, worauf dieselbe wieder an Zweibrüken zurükfiel. Als Spinola mit seinen Truppen die Pfalz überzog, übergab die Besazung der Burg aus Furcht dieselbe, ohne den geringsten Widerstand zu leisten, doch wurde sie 1631 von den Schweden wieder erobert, und ihren Herren zurükgestellt. Nach der Einnahme von Meisenheim, hemächtigte sich 1635 der Obrist Moriame auch des Landsberges, und liess ihn in Brand steken. Zwar liessen die Herzoge von Zweibrüken, nach geendigtem Kriege, die Burg wieder herstellen, aber schon 1689 wurde dieselbe gesprengt und zur Ruine gemacht.

Was die Natur in dem grössten Theile der hiesigen Gegend dem Boden an Fruchtbarkeit versagt hat, das scheint sie dadurch ersezen gewollt zu haben, dass sie denselben mit unterirdischen Schäzen ausstattete. In dem Landsberge befinden sich ziemlich ergiebige Queksilbergruben, welche schon über 300 Jahre im Gange sind, und gegenwärtig auf Rechnung einer englischen Gesellschaft betrieben werden. Marmor bricht man in dem nahen Seelberge, in welchem sich in früheren Zeiten auch ein Silber-

bergwerk befand. Ueberhaupt ist die ganze Umgegend reich an mineralischen Erzeugnissen.

Südlich von dem Landsberge finden wir die Reste der Burg *Randek* auf einem hohen Berge. Noch 1783 war die Burg bewohnt, und erst in der neueren Zeit wurde der grösste Theil derselben abgebrochen. Ebenso erbliken wir in etwas geringerer Entfernung nördlich von Obermoschel die verödeten Mauern der Burg *Löwenstein*, welche wahrscheinlich mit dem Landsberge zerstört wurde.

Unsere Wanderung richtet sich nun nach *Altenbaumberg*, das sich schon von dem Moschellandsberge aus unsern Bliken gezeigt hat. Hoch und steil erhebt sich der Berg, der auf seiner Spize die interessanten Trümmer des Stammhauses der alten Raugrafen trägt, und eine ähnliche, nur noch ansprechendere Aussicht darbietet, als die vorhin genossene. Bescheiden lehnt sich das Dorf Altenbaumberg an den Fuss des Berges, welchen die Alsenz bespült, die nicht weit davon eine malerisch gelegene Mühle treibt. Ringsum thürmen sich hohe Berge auf, die durch das frische Grün ihrer Wälder das Auge laben, und die öden Felsmassen und die dunkeln Burgruinen, welche sich hie und da auf den Höhen zeigen, weniger todt erscheinen lassen. Weitaus dringt der Blik, ihn fesseln die scharfabgegrenzten Umrisse des Landsberges; schauerlich erheben sich die Zaken des Rothenfelses und des Rheingrafensteins, und wie ein Ruheplaz winkt uns aus dem Hintergrunde des Thales die Ebernburg zu. Ganz dem stolzen Sinne der mächtigen Raugrafen entsprechend ist die Stelle, wo sie als Herrscher des umliegenden Landes hausten, und wenn ein Lieblingsgedanke der gegenwärtigen Zeit, alte Burgen in ihrer ehemaligen Gestalt wieder herzustellen, auch in der Pfalz Anklang finden sollte, so möchte unsere Burg nicht unter die lezten zu zählen sein, welche es verdienten, die Blike eines mächtigen und alterthumsliebenden Gönners auf sich zu ziehen.

Die Burg selbst liegt gänzlich in Trümmern, die grossentheils mit Dorngestrüpp überwachsen sind. Gegen Norden war dieselbe durch einen tiefen, in Felsen gehauenen Graben von der Bergkoppe geschieden, so wie sie gegen Osten ein Thaleinschnitt von dem höheren Berge trennte, dessen östlicher Abhang mit üppigen Reben bepflanzt ist. Obwohl das Ganze ein grosser

Trümmerhaufen ist, so lassen sich doch noch deutlich drei, in verschiedenen Zeiten entstandene Baue unterscheiden, welche ehemals die Burg bildeten. Der älteste von diesen Bauen war, seiner Construction nach, unstreitig der nördliche, dessen Hauptmauer noch eine bedeutende Höhe hat. Von grösserer Ausdehnung war die Mittelburg, welche durch Mauern, die mit Thürmen versehen waren, mit der Vorderburg in Verbindung stand. Der dritte Bau befand sich auf der Südseite.

Wie die ganze frühere Geschichte der Raugrafen noch unaufgehellt ist, so ist es auch die Geschichte ihrer Stammburg. Wann und von wem dieselbe erbaut wurde, ist unbekannt. Vielleicht dürfte ihr Ursprung in das 11. Jahrhundert fallen. So viel aber ist gewiss, dass die Raugrafen, als ihr Geschlecht mächtiger wurde und zunahm, noch die beiden andern Burgen zu der ersten hinzu bauten. Nach der Erbauung von dem nahen Neuenbaumberg trennte sich die Familie in zwei Linien, welche sich die Namen ihrer Burgen beilegten. Als 1385 der Mannsstamm von Altenbaumberg erloschen war, fiel die Burg an Philipp von Bolanden, den Gemahl der Grosstante des lezten Raugrafen, wurde aber von Philipp II. von Neuenbaumberg, durch seine Heirath mit Anna von Bolanden, wieder an das raugräfliche Geschlecht gebracht. Durch mehrere stükweise Verpfändungen war endlich die ganze Burg in den Besiz von Kurpfalz gekommen, welches sie, nachdem es verschiedene edle Geschlechter damit belehnt hatte, an Zweibrüken abtrat, von dem dieselbe im 18. Jahrhundert durch Tausch an die Fürsten von Isenburg überging.

In dem dreissigjährigen Kriege wurde die Burg abwechselnd von den Schweden und den Kaiserlichen besezt, ohne dabei ungewöhnlich beschädigt zu werden. Aber 1689 schlug ihre lezte Stunde, als die Franzosen die festen Mauern sprengten und ihrer Zerstörungswut nicht eher Genüge gethan zu haben glaubten, als bis sie das Werk der Vernichtung gänzlich vollbracht hatten. Ein bitteres Gefühl gegen die Urheber einer solchen zweklosen Zerstörung muss unser Herz erfüllen bei dem Anblik dieser Ruinen, die uns in ihrer Verlassenheit ein trauriges Bild von der Nichtigkeit irdischer Grösse geben. Gestürzte Mauern und zerbrökelte Steine allein erinnern uns an das ritterliche Geschlecht, das, einst reich an Tapferkeit und hohem Sinn, wie nicht weniger an Macht und Besizungen, kraftvoll von hier aus den schönen

Gau beherrschte. Wie seine Wiege ist auch es gefallen, und hat uns selbst seine, in die Verhältnisse des Landes tief eingreifende Geschichte gleichsam nur als Ruine hinterlassen, in welche die Sage eingezogen ist, um durch ihre belebende Gegenwart die dürftigen Räume zu verschönern.

Vor alter Zeit, so lautet die mystische Kunde aus der Mährchenwelt, wuchs in der Mitte des Burghofes mit jedem Jahre aus dem harten Steinpflaster ein Lilienstengel hervor, der immer nur zwei reich duftende Blüten trug. Der Stengel musste gefeit sein, denn so oft man ihn auch abbrechen mochte, er wuchs immer wieder nach; selbst als Einige in rohem Muthwillen der Wurzel nachgruben, um sie zu vertilgen, konnten sie nichts entdeken. Ein anderer Gegenstand des allgemeinen Staunens war der alte Raugraf, dessen Alter Niemand anzugeben wusste, und der, stumm und taub, wie ein Vermächtniss vergangener Jahrhunderte, von Allen mit ehrfurchtsvollem Mitleid betrachtet und behandelt wurde. Tiefes Leid sprach aus allen seinen Zügen, aber was sein ruhebedürftiges Herz drükte, Niemand wusste es. Nur so viel konnte man errathen, dass sein trostloser Schmerz in Beziehung stehen müsse zu der geheimnissvollen Lilie. Denn jeden Tag, sobald sich die Sonne zu ihrem Untergange neigte, begab sich der Greis mit wankenden Tritten hinaus in den Burghof an die Stelle, wo die Lilie blühte, und blieb hier weinend und betend auf den Knieen liegen, bis die Nacht heraufgezogen kam. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich von Jahr zu Jahr. Ein Menschenalter nach dem andern verging, aber es schien, als laste ein schwerer Fluch auf dem Haupte des Unglüklichen: er konnte nicht sterben. Da begab es sich nach langen Jahren, zu der Zeit, als Alles in Blüte stand, und auch die Lilie wieder blühte, dass ein junger Pilger von holdseligem Angesichte zu der Burg kam. Der Burgherr, ein frommer Mann, nahm ihn freundlich auf. Kaum hatte der Pilger den Greis erblikt, als er ihm mit milder Stimme Ruhe und Erlösung verkündigte, denn angenommen worden sei die harte Busse, die er seit so vielen Jahren mit reuigem Herzen gethan. Und nun begann er, auf Befragen des Burgherrn, ob er das Geheimniss des Greises kenne, zu erzählen, dass einst vor Alters ein Raugraf auf Abenteuer ausgegangen sei, und auf seinem Zuge ein Fräulein kennen gelernt, und als seine Hausfrau heimgeführt habe. Bald aber habe sein unruhiger Sinn ihn wieder

hinausgetrieben, um mit andern Herren in das gelobte Land zu ziehen. Während seiner Abwesenheit sei ein Ritter, welcher des Raugrafen Gemahlin früher geliebt hatte, in Altenbaumberg erschienen, in der Hoffnung, durch seine schnöden Künste die Gattin dem Gatten treulos zu machen, und von dem Wege der Pflicht abzuführen. Aber die tugendhafte Frau habe allen Lokungen des Verführers kräftig widerstanden, wodurch dieser in solchen Grimm gerathen sei, dass er beschlossen habe, sich für seine Abweisung zu rächen. Als ein passendes Mittel hierzu habe er sich einen schönen jungen Knappen ausersehen, welcher bei der Raugräfin in Gunst stand. Er sei fortgezogen nach Palästina, und habe dort den Raugrafen aufgesucht, in dessen Herzen er nach und nach durch tükische Einflüsterungen Zweifel gegen die Treue seiner Gattin zu erweken gewusst habe. Von dem grimmigsten Zorn erfüllt, sei der Raugraf in seine Heimat zurükgeeilt, um Rache zu nehmen an den Schuldigen. Als Pilger verkleidet habe er seine Burg betreten, wo er vor dem Gemache seiner Gemahlin dem jungen Knappen begegnete, als dieser eben, mit einigem Geräthe in den Händen, aus der Thüre trat. Wütend habe er sogleich denselben mit seinem Dolche niedergestossen, und, als die Raugräfin erschroken herzusprang, um den Sinkenden aufzufangen, auch sie zum Tode getroffen. Nun habe er sich der bestürzten Dienerschaft zu erkennen gegeben, durch welche er die beiden Leichname ohne priesterlichen Segen in ein Gewölbe werfen liess, welches hierauf fest zugemauert wurde. Am andern Morgen aber sei eine Lilie mit zwei Blüten aus dem Grabe hervorgewachsen gewesen. Der Raugraf selber habe den Stengel ausgerissen, dieser aber sei immer wieder hervorgesprosst mit seinen zwei reinen, duftigen Blüten. Das sei dem Raugrafen schwer auf das Herz gefallen, und durch genaue Nachforschungen sei ihm klar geworden, dass er unschuldig Blut vergossen habe. Umsonst sei seine reuige Betrübniss gewesen; als Busse sei über ihn verhängt worden, dass er taub und stumm so lange leben müsse, bis ein glükliches Ehepaar aus seinem Geschlechte die Gebeine der Gemordeten christlich bestatten würde. Dann erst werde der Lilienstengel abwelken, und der Verbrecher Ruhe und Frieden finden. Zweihundert Jahre sind es nun, so schloss der Pilger seine Erzählung, seit der Unglükliche unter dem über ihn ausgesprochenen Fluche schmachtet, und wenn gleich, während

dieser langen Zeit, manch glükliches Ehepaar die Räume dieser Burg bewohnt haben mag, so war ihm doch das Mittel, den Armen zur Ruhe zu bringen, unbekannt. Euch aber, fuhr er zu dem Burgherrn und dessen Gattin fort, euch, die ihr, wenn mich nicht Alles trügt, des reinsten Glükes nicht entbehrt, ist das Geheimniss aufgeschlossen, und ihr werdet gewiss dem Hartgeprüften den lang ersehnten Liebesdienst nicht versagen. Nein gewiss nicht, so wahr auch uns einst Gott gnädig sein möge, betheuerte der Burgherr. So wir es vermögen, soll der Fluch von ihm genommen werden. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Pilger vor ihren Augen verschwand, und hierin erkannten sie einen Wink des Himmels, das angelobte Werk sogleich zu vollenden. Gleich des folgenden Tages liess der Burgherr das Gewölbe in dem Hofe öffnen, und darin nachgraben, bis man die Gebeine fand. Sobald diese hervorgebracht waren, welkte die Lilie, und als der alte Raugraf herzukam, um wieder über dem Grabe seiner Ruhe seinen Schmerz auszuweinen, und er das Geschehene erblikte, da ward das Band seiner Zunge gelöst, und mit einem lauten Dankrufe gegen Gott sank er todt an der Stelle nieder.

Von Altenbaumberg gelangen wir in kurzer Zeit nach *Ebernburg*, der Feste des edeln und tapfern Franz von Sikingen. Auf einem frei in dem Thale sich erhebenden Bergkegel, an dessen Fusse das Dorf Ebernburg in fruchtbarer Umgebung sich hinzieht, ruhen die Trümmer, einen melancholischen Contrast bildend mit der Ueppigkeit und Pracht der sie umgebenden Landschaft, welche selbst auf einen stumpfen Sinn ihre Wirkung nicht verfehlen kann. Nach Süden tritt die Alsenz schimmernd aus ihrem frischen Wiesenthale hervor, Altenbaumberg erscheint auf seiner steilen Höhe, und aus Weiden- und Erlengebüsch blikt die schon dort gesehene Mühle gleichsam verschämt hervor. Im Osten strekt der Rheingrafenstein wie ein Polyp seine mächtigen Felsenarme gen Himmel, und zeigt auf seiner Spize die wenigen Reste seiner wie durch Satanskünste dorthin gezauberten Burg. Alles dies aber wird an Herrlichkeit von der Aussicht nach Norden bei weitem übertroffen. Unten zu unsern Füssen zieht die Nahe, nachdem sie die Alsenz aufgenommen, in Schlangenwindungen majestätisch durch das schöne Thal, dem die Salinen von Münster zur besondern Zierde gereichen; freundliche Dörfer

winken uns zu aus der Nähe und der Ferne, und gerade vor uns, jenseits der Nahe, steigt grauenerregend, ein drohender Felsenriese, der Rothenfels, auf. Mindestens 900 Fuss hoch starren die zerrissenen, aller Vegetation beraubten Porphyrmassen empor, ein düsteres Bild gebend von der gewaltigen Kraft, mit welcher die so gern spielende Natur zu wirken versteht.

Nicht minder aber, als die uns umgebenden grossartigen Naturscenen, nimmt die Burg selbst unser Interesse in Anspruch. Ein Mann von ächt deutscher Kraft und Art, Franz von Sikingen, erblikte hier das Licht der Welt, und verlebte hier, in dieser den Sinn an das Grosse und Erhabene gewöhnenden Umgebung, seine vielversprechende Jugend. Ursprünglich ein Besizthum der Salischen Kaiser, kam die Burg im Laufe der Zeit an Kurpfalz. Troz der ausdrüklichen Bestimmung, dass sie für immer bei dem Kurhause verbleiben solle, überliess Kurfürst Philipp dieselbe seinem Obersthofmeister und Amtmann in Kreuznach, Schweikard von Sikingen, dem Vater Franzens. Von nun an gewinnt die Burg an Bedeutung. Der kräftige und kühne Geist Franzens, der sich nicht zu gering achtete, selbst nach der deutschen Kaiserkrone zu greifen, machte die Ebernburg bald zu einem Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit. Von hier zog Franz, der erklärte Feind aller Unterdrükung, mit seinen Schaaren aus, um das übermüthige Worms zu züchtigen. Hierher kommt, nachdem der von der Reichsacht befreite Held den Dienst des Königs Franz I. von Frankreich verlassen hatte, und des Kaisers Feldherr geworden war, der französische Gesandte, um ihn durch glänzende Versprechungen auf die Seite seines Herrn zu ziehen. Und als das Licht der Reformation die Dunkelheit des 16. Jahrhunderts erleuchtete, und die Glaubenshelden bedrängt und verfolgt wurden, da war es die Ebernburg, die ihnen sichere Zuflucht gewährte. Hier konnte der sanfte Melanchthon ungestört seinen tiefen Betrachtungen nachhängen, von hier aus kämpfte der feurige Ulrich von Hutten mit Spott und Ernst gegen das Verderbniss der Zeit an, und selbst Luther'n bot der freisinnige Ritter eine Freistätte in seinen Mauern. Herberge der Gerechtigkeit nannte darum Ulrich von Hutten die Burg, weil sie Allen, die ungerecht verfolgt wurden, als ein gastliches Asyl offen stand. Wie sehr die Reformation dadurch, dass Franz von Sikingen den Leitern der grossen geistigen Bewegung kräftigen Schuz ange-

deihen liess, befördert wurde, ist klar, und deshalb muss jedem, der des neuen Glaubenslichtes sich erfreut, die Stätte, wo so viele ausgezeichnete Menschen ihrer Zeit einmüthig für das grosse Werk thätig waren, theuer und heilig sein. Nicht ohne innere Bewegung werden wir innerhalb dieser Mauern weilen, wenn wir jene ganze, in ihren Folgen so wichtige Zeit vor unserem Geiste vorübergehen lassen, und erwägen, wie das Schiksal Deutschlands, ja vielleicht von ganz Europa, eine andere Wendung genommen hätte, wenn es Franz vergönnt gewesen wäre, die deutsche Kaiserkrone zu tragen.

In der Ebernburg schrieb Hutten, dieser Feuergeist, die berühmten *Epistolae virorum obscurorum*, welche zu ihrer Zeit ein so ausserordentliches Aufsehen erregten, und von hier aus erliess er an den Kurfürsten Friedrich den Weisen von Sachsen jenen denkwürdigen Brief, worin er mit aller Glut der Beredsamkeit den Kurfürsten ermahnt, sich der Reformation kräftig anzunehmen, und welchen er mit den energischen Worten schliesst, die wir, um ihrer eigenthümlichen Kraft willen, und weil sich in ihnen der unbeugsame Charakter des gelehrten Ritters unzweideutig ausspricht, hier wieder zu geben uns nicht versagen können:

»Nimmer werd' ich, so lange eine gesunde Seele in mir wohnt, auch nur ein Haar breit abweichen von meinen Vorsäzen. Eurer aber, sollt' ich euch von männlicher Starkmuth ausgeartet erbliken, will ich mich, wenn es so sein muss, erbarmen, und frei bleiben, weil ich den Tod nicht fürchte. Nie soll man von Hutten hören, dass er dem Machtspruch eines Königs, so gross er immer sein möge, geschweige eines feigen Priesters, sich gefügt habe..... Nun aber verlass' ich die Städte, weil ich die Wahrheit nicht verlassen kann, und bleibe mit Freudigkeit verborgen, weil ich mich unter Menschen nicht mehr frei aufhalten kann, und verachte die Gefahr, so mir drohet, höchlich. Denn sterben kann ich, knechten kann ich nicht; auch kann ich Deutschland nicht knechten sehn. Einst aber gedenk' ich aus meinem Schlupfwinkel hervorzubrechen, und da vielleicht, wo ich die grösste Menschenmenge antreffen werde, laut auszurufen: Wer hat den Muth mit Hutten zu sterben für die volksthümliche Freiheit? — Dies hab' ich vielleicht in meiner Gemüthsbewegung mit mehr Freimuth zu dir gesprochen, als deine

Würde es verträgt. Aber ich verhoffte das Beste zu Dir. Deshalb glaubte ich an einen Freien auch frei schreiben zu dürfen. Lebe wohl, und ermanne dich!«

Die Herberge der Gerechtigkeit.

Von hohem Bergesrüken
Blikt ernst herab ein Schloss,
Von dem in alten Tagen
Sich heller Schein ergoss.
Herberge hat gefunden
Hier die Gerechtigkeit,
Als sie geächtet worden
In arger, böser Zeit.

Wie waren reich die Hallen
An Männern seltner Art,
In denen tiefes Wissen
Mit Muth sich eng gepaart,
Die mit des Geistes Funken
Die Dunkelheit erhellt,
Die ängstigend und drükend
Gelastet auf der Welt.

Dort sizt der tapfre Hutten
Und schleudert Blize aus,
Den Redlichen zur Freude,
Den Tükischen zum Graus.
Er hat das Schwert vertauschet
Mit leichtem Federkiel,
Und trifft nicht minder blutig
Stets seines Zornes Ziel.

Der Mann von sanftem Herzen,
Der nur versöhnend spricht,
Melanchthon muss verbergen
Hier seines Geistes Licht.
Er führt nicht andre Waffen,
Als die der Wissenschaft,
Doch führet er sie rühmlich
Mit ächter Heldenkraft.

Was hinter diesen Mauern
Die Freiheit still erdacht,
Das hat die Welt erfahren,
Als es mit Sturmesmacht
Hervorbrach in das Freie,
Wo es mit Flammenglut
Entzündete die Geister,
Die schmachvoll lang geruht.

O Franz, warum so frühe
Erbleicht dein heller Stern?
Du aller Ritter Krone,
Du aller Tapfern Kern!
In deinem Herzen wohnte
Der ächte deutsche Sinn,
Du achtetest die Wahrheit
Als köstlichsten Gewinn.

Mit dir ist hingesunken
Der Freiheit lezter Hort,
Und wohl hat sich bewähret
An dir des Vaters Wort:
Du werdest keklich streben
Nach Deutschlands Kaiserthron,
Doch von den Stufen stürzen
Bedekt mit Schmach und Hohn.

Hoch schlägt die wilde Flamme
Aus deinem festen Schloss,
Das stürmend hält umzingelt
Der Feinde roher Tross.
Dein Kaiser hat geschleudert
Auf dich des Reiches Acht,
Doch dich dem Dienst der Freiheit
Abtrünnig nicht gemacht.

Verödet stehn die Räume,
Wo die Gerechtigkeit
Herberge einst gefunden
In arger, böser Zeit;
Unkraut bedekt den Boden,
Gebüsch der Mauern Rand;
Solch Ende hat bereitet
Dem Schlosse Menschenhand!

Nachdem Franzens Burg Landstuhl, wo er selbst den Tod fand, gefallen war, zogen die verbündeten Kurfürsten von der Pfalz und von Trier, und der Landgraf von Hessen, am 29. Mai 1523, mit starker Heeresmacht und mit vielem Geschüze, auch vor Ebernburg, und liessen durch einen Herold den Commandanten der Burg, Ernst Schenk von Tautenberg, auffordern, dieselbe zu übergeben. Dieser aber liess ihnen die mannhafte Antwort entbieten: Man werde hier zu Ebernburg nicht solche Bösewichte finden, als man sie anderswo gefunden habe. Er habe mit seinen Kriegsleuten das Schloss inne, das wollten sie den jungen Herrn von Sikingen auch bewahren, so lange sie eine Ader zu

regen vermöchten. Demgemäss vertheidigte er mit nur 62 wehrhaften Männern die Burg, bis es ihm, da dieselbe gänzlich zu Schande geschossen wurde, unmöglich fiel, sich länger zu halten, worauf er dieselbe am 6. Juni übergab. Nachdem die Fürsten reiche Beute darin gemacht, stekte Pfalzgraf Ludwig die Burg am 11. Juni in Brand.

Als Sikingens Söhne nach zwanzig Jahren wieder in den Besiz ihrer väterlichen Burg gekommen waren, richteten sie dieselbe wieder zu ihrem Wohnsize ein. Das Glük aber schien, nach Franzens Tod, auf immer von ihr gewichen zu sein. Von dieser Zeit an zeichnete sie sich weder durch ihre Besizer, noch durch besondere Schiksale aus. Sie war eingetreten in die Reihe der gewöhnlichen Burgen, und erst die Franzosen, welche dieselbe 1689 eingenommen hatten, sezten sie wieder in einen festen Vertheidigungszustand, machten sie selbst aber 1698 zur Ruine.

Der jezige Besizer der Burg hat den glüklichen Gedanken gefasst, dieselbe grösstentheils im Geschmake des Mittelalters wieder herzustellen, und mit der Ausführung dieses löblichen Planes bereits den Anfang gemacht. Schon sind die verschüttet gewesenen Gewölbe aufgeräumt, und der tiefe Brunnen, welcher aus der Alsenz sein Wasser erhält, vom Schutte gereinigt. Beim Wegschaffen des Schuttes wurden mehrere Gold- und Silbermünzen, verschiedenerlei Waffen und gegen 300 Stükkugeln gefunden. Möge die Burg bald wieder als hoher Schmuk des romantischen Thales erstehen, und dadurch das Andenken des hochherzigen und hochstrebenden Ritters von Sikingen auf ehrenvolle Weise erneuert werden.

Nach der lezten Zerstörung der Burg hatte Carl Ferdinand von Sikingen unten im Thale an der Westseite derselben ein neues Schloss erbaut, welches jedoch 1793 von den Franzosen in Asche gelegt wurde, als sie, nach der Uebergabe von Mainz, einen eiligen Rükmarsch antraten.

Der Glanz des alten Geschlechtes, an dessen ruhmvollste Zeiten die Ebernburg uns erinnert, ist erloschen, und nur noch in der Geschichte lebt der Name Sikingen. Aber gleich ist sich geblieben die herrliche Natur, welche die Burg, die so vieler grossen Entwürfe Zeuge war, mit solchem Zauber umgibt, dass die Fantasie gerne mit dem feenhaften Glauben spielt, dass der mächtige Geist des Rothenfelses, welcher, nach der Volkssage, Fran-

zen in seiner Jugend zu seinem Liebling erkoren, und mehreremal aus grossen Gefahren errettet hatte, immer noch hier umgehe, und, wie eine Mutter das Grab ihres Kindes mit den schönsten Blumen schmükt, die Stätte, wo sein dahingegangener Liebling so gerne geweilt, gleichsam aus Trauer um den zu früh Geschiedenen, mit immer neuen Reizen ausstatte.

Das Glanthal.

Um in dieses Thal zu gelangen, wandern wir die Nahe aufwärts. Der erste unserer Aufmerksamkeit würdige Punkt, welchem wir hierbei begegnen, ist der *Lemberg*, dessen Spize sich hoch in die Lüfte erhebt, und welchen wir von den vorher besuchten Punkten öfter zu sehen Gelegenheit hatten. Wir lassen uns durch seine Höhe nicht abschreken, den ziemlich steilen Weg hinanzusteigen, in der sichern Erwartung, dass unsere Mühe reichlich belohnt werde. Auf dem Gipfel angelangt, werden wir uns gerechter Bewunderung nicht erwehren können, denn ein entzükendes Panorama entfaltet sich vor unsern Bliken. Nach Westen gerichtet erblikt das Auge eine wilde Gebirgslandschaft, und dazwischen das mit freundlichen Dörfern und Städtchen geschmükte Nahethal. Weiter folgt der Blik nach Norden den Schlangenwindungen des schönen Flusses, bis der Scharlachberg bei Bingen ihn verdekt, und nun der Rhein erscheint, der hell zwischen den dunkeln Bergen hervorglänzt. Gen Osten taucht hinter waldigen Bergen ein fruchtbares Flachland auf, in welchem gesegnete Fluren mit stattlichen Dörfern lieblich abwechseln. Der Rothenfels, Ebernburg, der Rheingrafenstein und Altenbaumberg, der Donnersberg, der Landsberg, Randek und Löwenstein erfreuen nochmals unsern Blik, als wollten sie uns ein Lebewohl zurufen beim Scheiden aus ihrer Nähe. Gefesselt von dem prachtvollen Anblike, werden wir uns ganz den erhebenden Eindrüken hingeben, welche eine grossartige Natur hervorzubringen vermag, und wenn wir verweilen bis zum Abend, wo die scheidende Sonne Rosenglut ausgiesst über die dunkeln Berghäupter, wo die Umrisse der den fernen Horizont begrenzenden Berge in leichten Duft verschwimmen, und ein heiliges Schweigen, zuweilen unterbrochen von fernem Glokengeläute, das Herannahen der erquikenden Nacht verkündigt, fürwahr, dann stehen wir hier oben in Mitten einer Zauberwelt, in deren beglükenden Illusionen wir ewig schwelgen möchten.

Wie aber der Lemberg viel des Schönen bietet, so birgt er in seinem Innern auch viel des Nüzlichen. Die ergiebigen Quek-

silbergruben, mit den sonderbaren Namen »Drei Züge, Geisskammer und Ernestiglük«, sind die ältesten in der Pfalz. Schon 1469 war Reinhard von Sikingen damit von Kurpfalz belehnt. Gegenwärtig werden dieselben ebenfalls von der schon obengenannten englischen Gesellschaft betrieben.

Wir begeben uns nun nach dem alten Städtchen *Odernheim*, welches in einer lieblichen Landschaft am Ausflusse des Glans in die Nahe liegt, und treten hiermit in das an Wein, Obst und Getreide reiche Glanthal ein. Nicht ohne mannichfachen Genuss wird der Naturfreund dieses reizende Thal durchwandern. Schön geformte, theils bis zu ihrem Gipfel sorgfältig angebaute, theils mit frischem Laubwald bewachsene Berge, an deren steilsten Abhängen die Rebe grünt, schliessen parallellaufend einen von dem Glan bewässerten üppigen Wiesengrund ein, in welchem sich Dörfer an Dörfer reihen, die, wenn auch grossentheils ihrem Aeussern nach unansehnlich, doch in ihrem Innern einen um so grössern Wohlstand bergen, eine natürliche Folge des gesegneten Bodens, der die Mühe und den Fleiss der Menschen auf das dankbarste belohnt.

Bevor wir das Thal weiter verfolgen, machen wir von Odernheim aus einige Ausflüge in die nächste Umgebung. Zuerst wenden wir uns zu den Ruinen der ehemals übel berüchtigten Burg *Montfort*, welche wir gegen Nordost auf einem steilen, beinahe unzugänglichen Berge finden. Die abgeschiedene Lage derselben in dem wilden Gebirge hat etwas Schauerliches. Ringsum herrscht Oede und Einsamkeit, und nirgends zeigen sich Spuren von menschlicher Nähe, den am Fusse des Berges liegenden Montforter Hof ausgenommen, der übrigens auch kaum sichtbar ist. Wohlthuend wirkt darum auf das Auge, dem überall nur hohe, dunkelbewaldete Berge entgegentreten, ein lachendes Wiesenthälchen, welches sich von dem Burgberge gegen das Alsenzthal hinabzieht, und ein, wenn auch nur schwaches Gegengewicht bildet gegen den düstern, unheimlichen Charakter, welcher der ganzen Gegend aufgedrükt ist.

In völliger Uebereinstimmung mit der jedes sanfteren Reizes entbehrenden Gegend ist die Ruine selbst. Schwarze Mauern nehmen den ganzen Rüken des durch die Natur sowohl, als durch Kunst befestigten Berges ein. Dichtes Gebüsch hat überall eine Stelle gefunden, und wehrt dem Besucher die genauere Besich-

tigung der Ruine. Gleichsam ein treuer Abdruk der Gemüthsart ihrer ehemaligen Bewohner zeigt sich die Burg in ihren Ueberresten rauh und wild, und Schreken einflössend. Die beängstigende Todenstille, welche uns hier umgibt, und die höchstens durch das misstönende Geschrei eines aufflatternden Raubvogels unterbrochen wird, ist ganz dazu geeignet, uns in jene gewaltthätigen Zeiten zu versezen, wo die Burg noch in ihrer Festigkeit kek den Gesezen trozte, und ihre Besizer hinter ihren mächtigen Mauern Schuz und Sicherheit fanden vor der, wegen ihrer Verbrechen sie verfolgenden Strafe.

Ueber die Entstehung der Burg fehlt es an Nachrichten. Als ein Lehen des Bisthums Worms gehörte sie zur Grafschaft Veldenz. Graf Gerlach IV. von Veldenz verlieh dieselbe dem Ritter Mukelin, der sich und seinen Nachkommen den Namen »von Montfort« beilegte. Neben dieser Familie treten nach und nach noch mehrere andere auf, welche als Ganerben die Burg bewohnten, unter diesen die Boos von Waldek, welche durch Heirat zu der Ganerbschaft gelangten. Durch ihre verwegenen Räubereien erwarben sich die Burgmänner einen gefürchteten Namen, besonders war es das Gebiet des Erzbischofs von Mainz, welches sie fortwährend durch ihre Ueberfälle beunruhigten. Darum vereinigte sich dieser und Friedrich I. von der Pfalz, nachdem beide 1456 Friede mit einander geschlossen hatten, auch dahin, gemeinschaftlich zu wirken, dass die in ihren beiderseitigen Gebieten befindlichen Raubburgen zerstört würden. Da die Montforter erst ganz kürzlich den Pfälzischen Kanzler aufgefangen, und auf ihre Burg geschleppt hatten, so war dies ein Grund, bei der Ausführung der Uebereinkunft mit Montfort den Anfang zu machen. Demnach rükten die beiden Kurfürsten am 15. October 1456 vor die Burg, und nahmen dieselbe, troz dem, dass sie für uneinnehmbar galt, nach fünf Tagen mit Sturm ein. Nach der Eroberung wurde sie dem Grafen Johann von Nassau und mehreren andern Edeln übergeben, mit der Weisung, dieselbe erst dann den Ganerben wieder zu überlassen, wenn diese alle Kriegs- und andere Kosten bezahlt haben würden. Da dies nicht geschah, so liess Friedrich I. die Burg ausbrennen und schleifen, wobei er erklärte, dass sie ohne seine und des Erzbischofs Einwilligung nicht wieder aufgebaut werden sollte. Die Burg blieb nun in ihren Trümmern liegen bis zum dreissigjährigen Kriege, welcher ihre Zerstörung vollendete.

Einen angenehmen Gegensaz zu der wild gelegenen Burg Montfort bildet das Kloster *Disibodenberg*, dessen ausgedehnte Ruinen auf einer hohen Felsenkoppe in dem Winkel, welchen der Glan und die Nahe bilden, sich erheben. Gegen Norden, Westen und Süden steil abstürzend, senkt sich der Klosterberg gegen Osten sanft ab, und verflacht sich in fruchtbare Fluren, welche einen freundlichen Maierhof umgeben. Die Aussicht von der Höhe ist äusserst lieblich und ansprechend. Hier erblikt das Auge den Glan, wie er aus dem von der Natur und dem menschlichen Fleisse reich ausgeschmükten Thalkessel, in welchem Odernheim liegt, hervortritt, und langsam in dem tiefen Thale dahinflutet, um sich unterhalb des Berges mit der Nahe zu vereinigen. Dort senkt sich der Blik in das reizvolle Nahethal, und sieht den glänzenden Fluss in spielenden Krümmungen zwischen grünen Rebenbergen sich hindurchwinden, und erfreut sich beim Anschauen des Reichthums und der Pracht, welche über dieses Thal in vollem Masse ausgegossen sind.

Die Ruinen nehmen in bedeutender Ausdehnung die ganze Hochfläche des Berges ein. Die meisten und ansehnlichsten finden wir auf der Nord- und Westseite. Nicht leicht möchte sich aus diesen Mauerresten errathen lassen, dass einst ein Mönchs- und ein Nonnenkloster, eine prächtige Kirche und eine Burg hier neben einander geprangt, so sehr haben die Menschen und die Zeit an der Zerstörung der Gebäude gearbeitet. Dennoch ist der Aufenthalt in diesen Ruinen, ihrer ausgezeichneten Lage wegen, angenehm, weshalb dieselben von den Bewohnern der Umgegend bei Lustpartien häufig besucht werden.

Das Kloster verdankte seinen Namen dem Irländischen Bischof Disibod, welcher, nachdem er im sechsten Jahrhundert zehn Jahre lang mit seinen Gefährten Sallust, Clemens und Gisbald in vielen Ländern, das Wort Gottes verkündigend, umhergezogen war, sich endlich am östlichen Fusse des Berges, angelokt von der reizenden Gegend, und seiner langen Pilgerschaft müde, mit seinen Gefährten eine Hütte erbaute, und sich sowohl durch seinen frommen Lebenswandel, als durch sein eifriges Lehren und Predigen bald das höchste Ansehen erwarb. Es dauerte daher nicht lange, dass die benachbarten Ritter ihm den Berg und grosse Ländereien um denselben überliessen, um auf demselben ein Kloster zu errichten. Der Wald auf dem Berge wurde nun

ausgerottet, und durch die Freigebigkeit der Schenkgeber wurde es möglich, dass sich an dessen Stelle bald ein Kloster mit einer stattlichen Kirche erhob. Disibod selber blieb in seiner Hütte, von wo er die Angelegenheiten der neuen Stiftung mit Eifer und Treue leitete, bis er in einem Alter von 81 Jahren in die andere Welt abgerufen wurde.

Nach Disibod's Tode floss dem Kloster immer grösserer Reichthum zu, und Tausende von Gläubigen beeiferten sich, durch reiche Spenden ihre Verehrung gegen den Heiligen an den Tag zu legen. Der h. Bonifacius, Erzbischof von Mainz, nahm das Kloster in seinen besonderen Schuz, und begab sich in eigener Person dahin, um die Gebeine Disibod's aus dem Grabe, welches sich derselbe bei seiner Hütte selbst gegraben hatte, aufzuheben, und unter dem Hochaltare der Klosterkirche mit der grössten Feierlichkeit beizusezen. Der Glanz des Klosters dauerte jedoch nur kurze Zeit. Die Züge der Normannen, 882, gingen zwar ohne Gefahr vorüber, aber nicht so die der Ungarn. Zu dieser Plage gesellten sich noch die Bedrükungen der in der Nähe wohnenden Raubritter, wodurch der Untergang des Klosters nach und nach herbeigeführt wurde. Zwar stellte Kaiser Otto I. die in Zerrüttung gerathene Stiftung unter die Fürsorge des Erzbischofs Hatto II. von Mainz, um derselben wieder aufzuhelfen; dieser aber machte sich die Gelegenheit zu Nuze, und zog die noch übrigen Klostergüter vollends ein. Zu allem diesem Unglük kam noch das lezte, dass sämmtliche Gebäude in Flammen aufgingen. Erst unter dem Erzbischofe Wiligis wurden dieselben 977 wieder aufgebaut, und statt der früheren Benedictiner bezogen zwölf Chorherren die Zellen, die aber, bei wachsendem Reichthume, ein solch unheiliges Leben führten, dass Erzbischof Ruthard, welcher sich um die Ausbauung und Vergrösserung des Klosters und der Kirche grosse Verdienste erwarb, 1095 sich genöthigt sah, dieselben fortzuschiken, und wieder Benedictiner an ihre Stelle zu sezen. Nun begann für die erneuerte Stiftung wieder eine glänzende Zeit, aber auch diese war nicht von Bestand. Ueppigkeit und Ruchlosigkeit nahmen unter den Mönchen wieder überhand, wozu die Nähe der Benedictinernonnen-Clause, welche von Wiligis am östlichen Fusse des Berges errichtet worden war, das Ihrige beitrug. Die Zügellosigkeit nahm so zu, dass die h. Hildegard, welche Aebtissin der Clause geworden war, den Gräuel nicht ansehen

konnte, und mit ihren Nonnen nach dem neuen Kloster Rupertsberg bei Bingen zog. Der erste Schlag traf das Kloster in der Fehde des Erzbischofs Siegfried III. von Mainz und des Wildgrafen Conrad II. von Kyrburg, in welcher dasselbe von dem leztern eingenommen wurde. Siegfried bemächtigte sich desselben zwar wieder, doch musste er, nach Beilegung der Fehde, die Burg, welche er zum Schuze des Klosters neben demselben aufgeführt hatte, vertragsmässig gänzlich niederreissen. Durch alles dies war das Kloster sehr heruntergekommen, und auch der neue Versuch, welchen Erzbischof Gerhard I. machte, dadurch, dass er dasselbe mit Cisterziensermönchen besezte, die zerfallene Zucht und Ordnung in dem Stifte wieder herzustellen, konnte keine gründliche Rettung herbeiführen. Die Fehde Friedrich's I. von der Pfalz mit Ludwig dem Schwarzen von Zweibrüken, noch mehr aber die zwischen Philipp V. von der Pfalz und Alexander von Zweibrüken, brachte dem Kloster aufs neue Verderben. Der Tag seines Verhängnisses aber kam unter Herzog Wolfgang von Zweibrüken, welcher sämmtliche Klostergefälle einzog, und zur Dotation des Hornbacher Gymnasiums verwendete. Der Orden machte zwar, während dem dreissigjährigen und den nachfolgenden französischen Kriegen, fortwährend, zeitweise mit Erfolg begleitete Versuche, wieder in den Besiz des Klosters zu gelangen, doch waren seine Besizergreifungen immer nur von kurzer Dauer. Die Gebäude waren unterdessen in Verfall gerathen, und wurden gänzlich zerstört, als die Bewohner der umliegenden Dörfer, deren Wohnungen von den Franzosen niedergebrannt worden waren, die Balken und Steine des Klosters zum Wiederaufbauen ihrer Häuser benuzten.

Wenn wir auch bei der Fortsezung unserer Wanderung zunächst gerade keinen hervorstehenden Punkten begegnen, so werden wir uns doch von dem romantisch-idyllischen Charakter, welchen der ganze Thalzug an sich trägt, freundlich angesprochen finden, und mit Lust werden wir unsern Weg verfolgen, der uns in mannichfaltiger Abwechslung einfache, aber darum nicht minder reizende Naturscenen vor das Auge führt. Bei Betrachtung des alterthümlichen Städtchens Meisenheim können wir uns, da dasselbe ausser unserem Plane liegt, nicht verweilen, wir eilen darum ohne weiteren Aufenthalt dem Städtchen *Lautereken* zu, welches anmuthig an der Mündung der Lauter in den

Glan liegt. Dasselbe war ehedem die Residenz einer Seitenlinie der Pfalzgrafen von Veldenz, und war schon von Kaiser Carl IV. mit Stadtrechten begabt worden. Von dem ehemaligen Schlosse ist der Thurm noch vorhanden, in welchem Pfalzgraf Leopold Ludwig seinen ältesten Sohn Gustav Philipp, angeblich wegen Rebellion, gefangen hielt, und, weil derselbe sich mit Gewalt zu befreien versucht hatte, durch einen Wachtmeister 1679 Nachts im Bette erschiessen liess.

Wir sezen unsern Weg fort, und gelangen nach fünf Stunden über das schöngelegene Theisbergstegen, in dessen Nähe sich der Potsberg mit der Queksilbergrube »Dreikönigszug« befindet, auf einem steilen Bergpfade zu dem alten Benedictiner-Kloster *Remigiusberg*, bei welchem auch die Ruinen der *Michaelsburg* liegen. Von dem Kloster selber ist, ausser wenigen Trümmern, nur noch die ursprünglich in byzantinischem Styl erbaute Kirche übrig, welche in neuerer Zeit zum gottesdienstlichen Gebrauche wieder hergerichtet worden, aber leider durch geschmaklose Reparaturen sehr verunstaltet ist.

Der Berg, welcher gegen das Glanthal hin jäh abfällt, zeichnet sich durch seine eigenthümliche Gestalt aus, welche einen sehr malerischen Anblik gewährt. Die Aussicht, welche er darbietet, ist zwar nicht ausgedehnt, darf demungeachtet aber anziehend genannt werden. Insbesondere wird uns der Anblik des engen romantischen Thales zwischen dem Potsberg und dem Remigiusberg erfreuen. Im Ganzen trägt die Gegend das Gepräge ländlicher Einfachheit und Anspruchlosigkeit an sich, und nimmt uns gerade dadurch für sich ein.

Das Kloster verdankt seinen Ursprung der ehemaligen Abtei Cusel, welche von dem h. Remigius, Erzbischof zu Rheims, gestiftet worden war, nachdem der Frankenkönig Chlodwig aus Dankbarkeit demselben Cusel und Altenglan geschenkt hatte. Wann und warum die Abtei auf den jezigen Remigiusberg, wo sie als Probstei fortbestand, verlegt worden, ist nicht ausgemittelt. Dass dies jedoch schon sehr frühe geschehen sein müsse, scheint aus manchen Umständen hervorzugehen. Die Própstei hatte das Glük, sich immer in einem so glänzenden Zustande zu erhalten, dass selbst die nachgebornen Prinzen von Zweibrüken und von Veldenz sich zulezt um die Propstwürde bewarben. Wie sie überhaupt keine stürmischen Schiksale zu bestehen hatte, so geschah

auch ihre Auflösung auf friedliche Weise, indem Papst Julius III. 1550 dem Herzog Wolfgang von Zweibrüken gestattete, die Klostergefälle zu weltlichen Zweken zu verwenden. Durch Vermittlung der Spanier erhielt der Benedictinerorden im dreissigjährigen Kriege die Propstei wieder zurük, so wie er sich auch während der französischen Reunion auf's neue in den Besiz derselben zu sezen wusste; der Ryswiker Friede aber machte allen seinen Ansprüchen dadurch ein Ende, dass er die Propstei den Herzogen von Zweibrüken wieder übergab. Mangel an Unterhaltung führte allmählig den Verfall der Klostergebäude herbei, von denen ein Theil noch lange als katholische Pfarrwohnung diente.

In der Kirche befand sich die Familiengruft der Grafen von Veldenz. Der neuern Zeit gebührt der nicht beneidenswerthe Ruhm, mehrere zinnerne Särge, welche die Gebeine der Verstorbenen enthielten, aus der Gruft herausgenommen und versteigert zu haben. Noch ist das roh in Stein gearbeitete Grabmal des Grafen Friedrich des Jüngern, welcher 1327 starb, vorhanden, worauf der Verstorbene in voller Rüstung abgebildet zu sehen ist.

Die Michaelsburg soll schon im Anfang des 12. Jahrhunderts bestanden haben. Gewiss ist, dass Heinrich II. von Zweibrüken 1260 auf dem Remigiusberge ein hölzernes Schloss als Nothbehelf aufgeführt hatte, um seine Rechte auf die Schirmvogtei des Klosters gegen den Wildgrafen Emich von Kyrburg zu vertheidigen. Hiernach scheint es, dass zu dieser Zeit die Michaelsburg noch nicht erbaut gewesen, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass dieselbe erst aus jenem hölzernen Schlosse entstanden sei. Die Grafen von Veldenz, und nach ihnen die Herzoge von Zweibrüken, wohnten öfters darin. Nach Aufhebung des Klosters wurde auch die Burg nach und nach zur Ruine.

In der Nähe des Remigiusberges finden wir das Städtchen *Cusel*, in dessen Hintergrunde sich die malerischen Trümmer der Burg Lichtenberg zeigen. Das Städtchen, dessen Ursprung sich in ferne Jahrhunderte verliert, hat zwar in seiner ältern Geschichte nichts Auszeichnendes, aber seine neueren Schiksale verdienen um so mehr unsere Aufmerksamkeit. Als 1635 die Croaten des Generals Gallas in die Nähe von Cusel kamen, verweigerte dasselbe ihnen die Aufnahme. Die Bürger verschlossen die Thore, und sezten sich, da es ihnen an den nöthigen Waffen fehlte, so gut es eben gehen wollte, in Vertheidigungszustand, entschlossen,

jeden Angriff zurükzuweisen. Die Croaten, welche sich in grosser Anzahl um Cusel herumgelagert, und dessen nächste Umgebung bereits verwüstet hatten, suchten, als sie den Muth der Belagerten sahen, sich der Stadt durch List zu bemächtigen. Sie machten Anstalten zum Abzuge, und erboten sich, der Stadt etliche der Ihrigen als Sicherheitswache gegen fernere Beunruhigungen zurükzulassen. Unbesonnener Weise wurde dies unheilvolle Anerbieten angenommen. Der Feind zog ab, und die Schuzwache wurde in die Stadt aufgenommen. In der Nacht aber, als die Bürger sich sorglos der Ruhe überliessen, gaben die vorgeblichen Schuzwächter den Ihrigen, welche wieder zurükgekehrt waren, ein Zeichen, und öffneten denselben die Thore. Der Feind drang in die Stadt ein, und richtete ein fürchterliches Blutbad unter den wehrlosen Bewohnern an, so dass nur Wenige nach der nahen Burg Lichtenberg entkamen. Nach Verübung aller möglichen Gräuel, wurde die verrathene Stadt den Flammen preis gegeben. Nur langsam erholte sich dieselbe von diesem Unglük, als sie 1677 von den Franzosen abermals zum grössten Theile eingeäschert wurde. Zum drittenmale traf Cusel dieses traurige Schiksal 1794, wo es auf Befehl des Volksrepräsentanten Henz gänzlich niedergebrannt wurde, weil die Einwohner beschuldigt waren, falsche Assignaten in Umlauf gesezt zu haben, weil Cusel sich stets als Feindin der Republik gezeigt, und — weil die Existenz desselben keinen Einfluss auf die militärischen Operationen habe.

Noch trägt das Städtchen die Spuren der an ihm verübten Barbarei an sich, obgleich es demselben durch gesteigerte Gewerbsthätigkeit gelungen ist, die nächsten Folgen jener Verwüstung zu beseitigen. Nicht wenig würde zu seinem Aufkommen beitragen, wenn sich die Hoffnungen der Bewohner verwirklichten, und die seit ungefähr 80 Jahren verloren gewesene, unlängst aber wieder aufgefundene Salzquelle auf der Westseite des Städtchens, welche gegenwärtig zu einer Trink- und Badeanstalt hergerichtet ist, in Aufnahme käme, und von Fremden besucht würde.

Kaiserslautern und die Umgegend.

Obgleich die Lage von Kaiserslautern sich durch nichts Eigenthümliches auszeichnet, so kann dieselbe doch nicht unangenehm genannt werden, besonders seitdem die Wälder, welche früher bis nahe an die Stadt reichten, ausgehauen, und die vielen Sümpfe in der Umgebung troken gelegt, und in ergiebige Wiesen umgewandelt sind. Der weite Thalkessel, in dessen Mitte die Stadt ruht, ist mit Sorgfalt angebaut, und die Einförmigkeit der ausgedehnten Fluren ist auf eine dem Auge wohlthuende Weise unterbrochen durch Mühlen und Höfe, welche zerstreut umherliegen. Das Aeussere der Stadt selber verkündigt grossen Wohlstand, welcher seinen natürlichen Grund findet in der vortheilhaften Lage derselben in dem Mittelpunkte der Pfalz, wo alle Hauptstrassen zusammentreffen, und der vielseitigste Verkehr sich concentrirt. Die früher beinahe etwas nur zu alterthümlich aussehende Stadt hat, seit einer Reihe von ungefähr zwanzig Jahren, theils durch Aufführung einer ausserordentlichen Menge von neuen geschmakvollen Gebäuden, theils durch möglichste Verschönerung der alten, ein heiteres und behagliches Aussehen gewonnen, und ist dadurch für den, welcher sie seit jener Zeit zum erstenmale wieder sieht, beinahe unkenntlich geworden. Von Jahr zu Jahr nimmt sie an Umfang zu, und liefert damit einen erfreulichen Beweis für die Menge von innern Hilfsmitteln, welche ihr zu Gebote stehen.

Die Lauter, welche die Stadt durchströmt, entspringt eine kleine Stunde von derselben aus mehreren starken Quellen an einem Orte, der, seiner Annehmlichkeit wegen, von den Bewohnern häufig besucht wird, und treibt bald nach ihrer Entstehung mehrere Mühlen. Dass diesem Flüsschen die Stadt ihren Namen verdanke, ist weniger dem Zweifel unterworfen, als die fabelhafte Angabe der Chronik, welche berichtet, dass Kaiserslautern im J. 296 von einer vornehmen Assyrerin, Namens Lutrina, welche sich in Trier niedergelassen hatte, aber bei der Christenverfolgung von dort geflohen war, gegründet worden sei, und

von dieser seinen Namen erhalten habe. Die Zeit seiner Entstehung kennt man nicht. Die gewöhnliche Ansicht neigt sich dahin, dass Julius Cäsar, nach der Eroberung von Gallien, hier eine Stadt erbaut, und dieselbe Caesarea Julii genannt habe; dass dieselbe 450 von Attila durch Feuer zerstört, und später von Carl dem Grossen wieder aufgebaut worden sei. Ein Besizthum der Rheinfränkischen Herzoge kam die Stadt an die Hohenstaufen, nach deren Untergang sie lange dem Reiche angehörte, bis sie durch Verpfändung an Kurpfalz überging. Der dreissigjährige Krieg brachte auch Kaiserslautern in grosse Bedrängniss. Es wurde abwechselnd von den Spaniern, den Schweden, den Oestreichern, welch' leztere die Stadt drei Tage lang plünderten, und den Franzosen eingenommen, und erst 1650 wurde es der Pfalz wieder zurükgestellt. Im Reunionskriege rettete es sich nur dadurch von der Zerstörung, dass es sich freiwillig dem französischen Marschall übergab. Seine Lage an der Hauptstrasse nach dem Rheine brachte es mit sich, dass zu Anfang der französischen Revolution die Umgegend der Stadt mehreremale der Schauplaz von mörderischen Schlachten wurde, unter denen sich besonders die, welche General Hoche in den lezten Tagen des Novembers 1793 gegen den Herzog von Braunschweig verlor, durch ihre blutige Hartnäkigkeit auszeichnete.

Friedrich Barbarossa hatte hier 1153 einen prachtvollen Palast aufgeführt, welchen, nach einer unverbürgten Sage, schon Carl der Grosse erbaut, Friedrich aber nur erneuert und vergrössert haben soll. Dieser Palast war durch starke Festungswerke von der Stadt abgesondert, und hatte auf einer Seite einen sehr grossen Fischteich, den sogenannten Kaiserswoog. In diesem Teiche, an dessen Stelle sich jezt grossentheils fruchtbare Wiesen befinden, wurde 1497 der grosse Hecht gefangen, welchen Kaiser Friedrich II. 1230 hineingesezt hatte. Derselbe trug einen stark vergoldeten messingenen Ring, welcher sich vermittelst vieler kleinen Kettchen ausdehnen konnte, um den Hals, mit folgender Inschrift in griechischer Sprache: „Ich bin unter allen Fischen der erste, welcher durch die Hände Kaisers Friedrich II. in diesen Teich gesezt worden am 5. October 1230.“ Der Fisch hatte eine Länge von 19 Fuss, und wog 350 Pfund, und mag auf der Tafel des Kurfürsten Philipp in Heidelberg, wohin er gebracht worden war, nicht geringe Verwunderung erregt haben. Noch lange

nachher war in dem hiesigen Schlosse der Fisch nebst dem Ringe in einer Abbildung zu sehen. Ohne Zweifel rührt hiervon der Fisch her, welchen die Stadt in ihrem Wappen führt.

Von der Kaiserburg zog sich in östlicher Richtung eine schöne, freundliche Strasse hin, der jezt noch sogenannte Rittersberg, wo sich die Wohnungen der Burgmannen befanden. Durch diese Strasse zog, so erzählt das Volk, früher jedes Jahr, am vorgeblichen Todestage Barbarossa's, eine lange Reihe von schwarzen Gestalten in feurigen Wagen, welche aus dem Schlossthore hervorkamen, und von einem Ritter, der seinen Kopf im Arme trug, angeführt wurden. Nachdem sie ihren Umzug durch die Stadt vollendet, kehrten sie auf demselben Wege in stürmischer Eile wieder in das Schloss zurük. Wie und wodurch diese Sage, welche jezt nur noch leise in der Erinnerung Weniger nachhallt, entstanden sei, wissen wir nicht anzugeben.

Im spanischen Successionskriege wurde die Burg gesprengt, und ausgebrannt, doch blieb immer noch so viel davon übrig, dass man aus den Resten auf ihre ehemalige Grösse und Festigkeit schliessen konnte. Erst in der neuesten Zeit ist sie beinahe spurlos verschwunden, indem an ihrer Stelle das Centralgefängniss der Pfalz aufgeführt wurde, welches zwar ein grossartiges und sehenswerthes Gebäude ist, aber doch, seiner Bestimmung nach, dieser geschichtlich bedeutenden, das Andenken des grössten deutschen Kaisers erneuernden Stelle nicht recht würdig zu sein scheint. Besser ehrt das Volk das Andenken Barbarossa's, seines Lieblings, dieses „glänzenden Morgensternes, der alle anderen Sterne an Grösse übertraf", in der herrlichen und tiefsinnigen Sage, in welcher es unbewusster Weise seine ganze Hoffnung auf eine ruhm- und glanzvolle Zukunft des deutschen Reiches, gleichsam als ein heiliges Vermächtniss für die späten Enkel, niedergelegt hat. Wie in dem Kyffhäuser-Berg in Thüringen, so soll auch hier in dem unterirdischen Gange, welcher von dem Schlosse aus nach einer, ungefähr eine Viertelstunde weit entfernten Anhöhe, dem sogenannten Blutaker, führt, der Kaiser in hohem Felsgemache schlafend an einem steinernen Tische sizen, durch welchen sein rother Bart siebenmal hindurchgewachsen ist. Einst, wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, wird er aus dem Zauberschlaf erwachen, und das deutsche Reich wieder aufrichten in all der Herrlichkeit, welche sein

mächtiger Geist ihm verliehen, ehe der finstre Zauber ihn umstrikte. Wir wüssten nicht, dass das deutsche Volk eine an ächter Poesie und tiefem Gehalte reichere Sage besässe, als diese, welche, wie ein wehmüthiger, von banger Hoffnung erfüllter Seufzer aus den vergangenen Jahrhunderten durch die Geschichte fortklingt, und die ganze Innigkeit des deutschen Nationalcharakters aufschliesst. Der von uns dieser Sage beigelegte Werth wird es — falls es einer Entschuldigung bedürfen sollte — entschuldigen, wenn wir hier die in ächt volksthümlicher Weise gehaltene dichterische Bearbeitung derselben von *Fr. Rückert* wiedergeben.

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jezt,
Er hat im Schloss verborgen
Zum Schlaf sich hingesezt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Worauf der Kaiser sizt,
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stüzt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nikt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
Geh hin vor's Schloss, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg!

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muss ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr.

Die Stadt besizt drei Kirchen, unter denen jedoch blos die am Marktplaze gelegene schöne Stiftskirche mit ihren drei Thürmen genannt zu werden verdient. Sie wurde im 13. Jahrhundert erbaut, und ist dermalen Eigenthum der evangelischen Gemeinde. Von dem durch Kaiser Friedrich I. gestifteten Prämonstratenserkloster sind noch Gebäude vorhanden, welche zu weltlichen Zweken benuzt werden; das von Friedrich II. gegründete Franziskanerkloster aber ist ganz verschwunden, und das Andenken an dasselbe wird blos noch durch den Namen einer Strasse, der sogenannten Klostergasse, erhalten.

An Bildungsanstalten hat die Stadt keinen Mangel. Ausser den vielen Elementarschulen hat sie ein Schullehrerseminarium, welches 1818 gegründet wurde, die seit 1835 bestehende Kreisgewerbschule, und eine lateinische Schule, welche ihre Entstehung dem 1727 von den Franziskanern errichteten Gymnasium verdankt, in ihrer Mitte, ist demnach hinreichend entschädigt für den Verlust der 1770 gestifteten rühmlich bekannten Cameralschule, welche 1784 nach Heidelberg verlegt worden ist.

Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, dass 1818 hier die erste Generalsynode zusammenkam, durch welche die längst gewünschte Vereinigung zwischen den Reformirten und Lutheranern ausgesprochen wurde.

Gerne werden wir einige Tage in dem rührigen Kaiserslautern verweilen, um von hier aus die interessantesten Punkte der Umgegend zu besuchen, wobei wir mit dem anderthalb Stunden weit entfernten Städtchen *Otterberg* den Anfang machen. Unser Weg dahin führt uns über das Schlachtfeld, auf welchem die erwähnte Schlacht unter General Hoche geliefert wurde. Der Weg ist zwar etwas beschwerlich, doch wird uns der Anblik der frischen Buchwälder, und der fruchtbaren Fluren, durch welche wir wandeln, stärken, und uns die Mühseligkeiten des Weges vergessen machen. Das Städtchen selbst liegt reizend in einem rings von angebauten Bergen umgebenen Wiesenthale, und gewährt, oben von der Höhe des Weges aus betrachtet, eine äusserst liebliche Ansicht. Im Hintergrunde erhebt sich, wie zum Schuze, der Schlossberg mit den wenigen Ruinen der alten Otterburg. Seine Entstehung verdankt das Städtchen der schon 1144 gestifteten Abtei Otterburg, nach deren Einziehung Pfalzgraf Johann Casimir die Klostergebäude einer Wallonischen Colonie einräumte, welche

durch Fleiss und Betriebsamkeit die neue Niederlassung bald in Blüte brachte, die leider nur bis zum dreissigjährigen Kriege dauerte, von dessen und der folgenden Kriege zerstörenden Folgen das Städtchen sich bis jezt noch nicht hat ganz erholen können. Die Hauptmerkwürdigkeit desselben ist die prachtvolle, ganz von Quadersteinen in Kreuzesform erbaute Kirche, bei welcher nur zu bedauern ist, dass sie nicht einen vortheilhafteren Standort hat, auf welchem ihre Grossartigkeit besser in's Auge fiele. Auf jeder Seite des Langhauses stehen zehn vierekige Pfeiler, worauf die Kirche und die Seitengänge ruhen. Die ganze Kirche ist 263 Fuss lang, und hat von Pfeiler zu Pfeiler eine Breite von 34 Fuss. Der Quergang des Kreuzes am Thor ist 121 Fuss lang und 34 Fuss breit. Die Höhe der Kirche beträgt ungefähr 100 Fuss. Die Nebengänge sind beinahe halb so hoch, als die Kirche, gewölbt, und mit besondern Dächern versehen. Die Kirche hatte ehemals fünf Eingänge, von welchen jezt drei zugemauert sind. Ueber dem Haupteingange befindet sich die roh eingehauene Inschrift: Memento Cunradi. Ob unter diesem Conrad der von 1138—1152 regierende deutsche Kaiser Conrad III., oder ein Otterberger Abt, oder ein anderer Wohlthäter des Klosters zu verstehen sei, lässt sich nicht bestimmen. Bei der in der neueren Zeit vorgenommenen höchst nöthigen Ausbesserung des dem Verfalle nahe gewesenen Gebäudes wurden an die Stelle des alten Thurmes zwei kleinere Thürme von Holz aufgeführt, die jedoch dem Eindruke des Ganzen nicht förderlich sind.

Südlich von Kaiserslautern, in einer Entfernung von zwei starken Stunden, liegt das Dorf *Trippstadt*, in dessen Nähe wir die Ruinen der malerisch gelegenen Burg *Wilenstein* finden. Freundlich bliken sie in die wilde Gegend hinaus, in welcher mit Wald bedekte Berge hoch über einander steigen, und den Horizont eng begrenzen. Die Burg und die dazu gehörigen Ländereien waren zulezt im Besize der Herren von Haacke, welche sich 1766 auch in Trippstadt ein ansehnliches Schloss erbaut hatten, das in der Revolution zwar stark beschädigt wurde, aber noch immer ziemlich wohl erhalten ist. — In der Umgebung von Trippstadt befinden sich mehrere bedeutende, dem Herrn von Gienanth zugehörige Eisenwerke, zu deren einem das romantische Carlsthal hinführt, das mit seinen wilden und erhabenen

Felsenpartien den Freund der Natur aufs Angenehmste ansprechen wird.

Eine andere des Besuches werthe Ruine in der Nähe von Kaiserslautern ist die Burg *Hoheneken*, welche oberhalb des gleichnamigen Dörfchens im Walde auf einem hohen Berge liegt, und in welcher ein Theil von Lafontaine's zu seiner Zeit beliebtem Romane: Clara du Plessis, spielt. Ursprünglich ein Ganerbenhaus kam dieselbe nach und nach in den alleinigen Besiz von Kurpfalz, von welchem die Herren von Hoheneken dieselbe zu Lehen trugen. Einsam und verlassen trauern nun die zusammengesunkenen Mauern in dem grünen Walde, und bringen einen ernsten Ton in die sonst ziemlich heitere Gegend, welche sich zwar nicht auszeichnet, aber in ihrer Einfachheit das Bild eines freundlichen Stilllebens abgibt.

Der bemerkenswertheste Punkt in der etwas entfernteren Umgebung von Kaiserslautern, wohin wir den Leser begleiten, ist das Städtchen *Landstuhl* mit den auf dasselbe stolz herablikenden Ruinen der Burg gleichen Namens, oder, wie dieselbe in früheren Zeiten hiess, Nannstein, Nannstall und Nannstuhl. Der dahin führende Weg ist unerquiklich und trostlos, indem das Auge nichts erblikt, als dunkle Fichtenwälder, und neblige Moorbrüche, die zwar einen vorzüglichen Torf liefern, aber durch ihre Flachheit die Einförmigkeit des Weges noch vermehren. Das Städtchen, das an dem Fusse des Schlossberges eine liebliche Lage hat, wird unsere Aufmerksamkeit nicht sehr in Anspruch nehmen, desto mehr aber die Burg, die, zum Theil in Felsen eingehauen, mit ihren gewaltigen Massen Achtung gebietend die Spize des Berges krönt. Wir begegnen hier wieder dem deutschen Cid, dem Ritter Franz von Sikingen, an dessen Familie die Burg, nachdem sie vorher mehrere gemeinschaftliche Besizer gehabt hatte, theils durch Heirat, theils durch Kauf gekommen war. Hier fand Franz den Tod. Nachdem er die Belagerung von Trier aufgehoben hatte, war er gen Worms gezogen, um sich desselben zu bemächtigen. Als er aber vernahm, dass ein Heer gegen ihn anrüke, zog er sich hierher zurük, wo er den Fürsten von der Pfalz, von Hessen und Trier, welche am 29. April 1523 vor die Burg gerükt waren, den tapfersten Widerstand entgegensezte. Die Burg wurde auf das Heftigste beschossen, und dermassen beschädigt, dass Franz, welcher obendrein tödtlich

verwundet worden war, nach achttägiger Belagerung, am 7 Mai, sich genöthigt sah, die Burg zu übergeben. Als die drei Fürsten sich in die Burg begaben, fanden sie Franzen in einem dunkeln Felsengemache auf seinem Lager so schwach, dass er kaum zu reden vermochte. Und doch konnte sich der Bischof von Trier nicht enthalten, die lezten Stunden des Helden durch Vorwürfe zu verbittern; Franz aber, der Kriegsmann, zeigte sich grösser, als der Kirchenfürst, und erwiderte auf dessen Vorwürfe in männlicher, frommer Weise: „Ich habe jezt mit einem grösseren Herrn zu reden, als Ihr seid.“ Bald darauf, als ihn die Fürsten wieder verlassen hatten, verschied er. Die Fürsten liessen seine Gebeine, in Begleitung eines zahlreichen Gefolges, in der Kirche unterhalb der Burg, feierlich beisezen, und errichteten ihm ein Grabmal, worauf er in Lebensgrösse, in völliger Rüstung, dargestellt war. Der Dekstein des Grabes hat die Inschrift: Hir ligt der Edel v. Erenfest Franciscus von Sickingen, der in Zeit seins Lebens Kaiser Karolen des funften Rathe Camerer und Hauptman etc. gewesen und in Belegerung seins Schloss Nannstain durch das Geschitz todtlich verwundet volgends uff Donerstag den siebenden May Anno MDXXIII umb Mitag in Gott christlich von dieser Welt seliglich verschieden. † R. J. P. †

Franzens Laufbahn wäre gewiss, ohne die Kleinlichkeit des deutschen Adels und die Ungunst der Zeiten, eine glänzendere gewesen, und wir müssen bedauern, dass dieser edle, thatkräftige Geist, in seinem Ringen und Streben nach dem Höheren, so frühe unterging, ohne dass durch seine Aufopferung das, woran er die Kraft seines Lebens gesezt hatte, erreicht worden wäre. Erst nach seinem Tode ward ihm Anerkennung, welche ihm jeder, der sein Leben, seine Absichten und Pläne mit vorurtheilslosem Blike betrachtet, zugestehen wird, übereinstimmend mit den Worten eines späteren Dichters:

Wer möchte nicht den biedern frommen Helden,
Den Max und Carl, der Deutschen grosse Kaiser,
Und selbst der Gallier König Franz,
Und jeder Fürst, der Tugend nicht beneidet, ehrten,
Den selbst der Feind bewunderte,
Und nach dem Tode nicht mehr fürchtete, noch hasste,
Den die Geschichte ewig preist,
Schuldloser find't, als seine Gegner,
Nicht noch in seiner Asche segnen?
Der Blinde kann es nicht — der Weise thut's!

Wie die Ebernburg, so wurde auch Landstuhl erst nach zwanzig Jahren Franzens Söhnen wieder zurückgestellt, deren Nachkommen, unähnlich ihrem freisinnigen Ahnherrn, die katholische Lehre mit Gewalt wieder in ihrem Gebiete einführten. — An der Stelle des Residenzschlosses der späteren Grafen von Sikingen, welches sich dieselben in dem Städtchen erbaut hatten, befindet sich gegenwärtig das Posthaus.

Seitwärts von der Strasse im Felde liegen drei grosse regelmässige Quadersteine über einander, welche das Volk, das so gerne alles Grosse auf seine Lieblinge überträgt, Sikingens Würfel nennt, mit denen der Ritter gewöhnlich gespielt habe. Ohne Zweifel rühren die Steine von einem Römischen Denkmal her, deren in der Umgegend mehrere vorkommen. Der zu oberst liegende Stein trägt eine jezt unlesbare Inschrift, auf dem untern befinden sich die Buchstaben: Q. AV. N. M. L. L. P., welche, nach der Erklärung der Alterthumsforscher, Quorum auspiciis novum monumentum libentissime positum, bedeuten.

Die Rheinstrasse.

Das Ufer des Rheines, längs welchem diese Strasse sich hinzieht, ist flach, und hat wenig Schönes aufzuweisen, für dessen Mangel der Anblik der schöngeformten blauen Berge, welche zu beiden Seiten das Rheinthal einschliessen, entschädigen muss. Wir betreten die Strasse bei *Germersheim*, welches wahrscheinlich die Stelle des alten Römischen Castells Vicus Julii einnimmt. Kaiser Conrad II. soll hier eine Burg erbaut haben, bei welcher sodann Rudolph von Habsburg 1276 die Stadt anlegte. Rudolph selbst starb hier 1291 auf seiner Reise von Strassburg nach Speier, wohin er sich begeben wollte, um, wie er sich scherzend ausdrükte, die todten Kaiser zu besuchen.

Die Burg ist zerstört, so wie das Jagdschloss Friedrichsbühel, welches Kurfürst Friedrich II. in der Nähe der Stadt aufgeführt hatte, wie denn die ganze Stadt seit 1834, seit welchem Jahre an ihrer Befestigung gearbeitet wird, ein anderes Aussehen gewonnen hat. — Die hiesige Goldwäsche ist unbedeutend, doch ist das Gold, welches gewonnen wird, sehr rein.

Da Germersheim nichts besizt, was uns zu längerem Aufenthalt veranlassen könnte, so begeben wir uns von hier aus nach *Speier*, der alten Todtenstadt der deutschen Kaiser, welche an der Einmündung der Speierbach in den Rhein liegt. Den reichen Glanz, in welchem Speier, die stolze Reichsstadt, in dem Mittelalter blühte, besizt es jezt zwar nicht mehr, doch hat es darum nicht weniger Ursache, sich dankbar der Gunst der Zeitumstände zu erinnern, welche ihm gestatteten, sich aus seiner sehr herabgekommenen Lage zu einer solchen Höhe zu erheben, dass es würdig als die Hauptstadt der Pfalz dasteht. Als Siz der Kreisregierung und eines Domcapitels, ausserdem eines Lyceums, eines Gymnasiums, eines Schullehrerseminariums, und anderer Anstalten sich erfreuend, besizt die Stadt reichliche Erwerbsquellen, welche fortdauernd zur Erhöhung ihres Wohlstandes beitragen.

Speier darf sich eines sehr hohen Alters rühmen. Schon bei Julius Cäsar kommt es als Civitas Nemetum vor. Lange Zeit unter der Herrschaft der Römer kam es endlich in die Hände der fränkischen Könige, nachdem es, zur Zeit der Völkerwanderung, eine zweimalige Zerstörung erlitten hatte, wobei die unter Attila sich durch die grausame Ermordung aller christlichen Einwohner auszeichnete. Unter den Franken hob sich Speier immer mehr; die eigentliche Periode seines Glanzes aber begann unter Carl dem Grossen, welcher hier einen grossen Palast erbaute, den später unter Kaiser Carl IV., wahrscheinlich vom Böhmischen Hradschin, sogenannten Retscher. In der Folge wurde es oft der Schauplaz der Kämpfe, welche die Kaiser gegen ihre Thronnebenbuhler zu bestehen hatten, so wie der Fehden zwischen den Bischöfen und Bürgern, woraus in den meisten Fällen nicht kleine Nachtheile für es erwuchsen. Im dreissigjährigen Kriege, welcher nur ein schwaches Vorspiel der Gräuel war, welche es später trafen, wurde es, da es keine Befestigung hatte, abwechselnd die Beute der verschiedenen Parteien, wobei es jedoch keinen weiteren Schaden erlitt, als der sich gewöhnlich im Gefolge des Krieges befindet. Fürchterlich aber war das Schiksal, welches im Reunionskriege über es hereinbrach. Die Stadt wurde von den Franzosen aufgefordert, sich unter französischen Schuz zu stellen, und eine Besazung anzunehmen. Ausser Stande, dieses Ansinnen zurükzuweisen, musste sie sich nothgedrungener Weise darein ergeben. Als dem französischen Marschall die Schlüssel der Stadt übergeben wurden, versprach er zwar, die Stadt zu schüzen und zu schonen. Aber dies Versprechen wurde gehalten, wie alle Versprechen, welche in diesem Mordbrennerkriege gegeben wurden. Kaum waren die französischen Truppen in der Stadt, als auch schon die Quälereien und Bedrükungen ihren Anfang nahmen, und nicht lange dauerte es, so rissen die alles Recht verachtenden Feinde die Thürme und Mauern nieder, wobei sogar die Bürger mit Hand anlegen mussten. Mit dem Beginnen des Frühlings 1689 aber wurde das Verfahren der Franzosen immer gefahrdrohender. Schon vorher hatten die Bürger alles Getreide ausliefern müssen, welches in die Festungen Philippsburg, Landau und Fort-Louis gebracht worden war. Nun aber wurde den Bürgern angekündigt, dass innerhalb sechs Tagen die ganze Stadt von allen Einwohnern geräumt sein müsse;

doch wurde hierbei die Versicherung gegeben, dass die Stadt nicht niedergebrannt oder verheert werden solle. Jene Massregel sei blos durch die Umstände geboten, damit der Feind in der Stadt keine Lebensmittel, oder Menschen finde, welche ihm Beistand leisten könnten. Allgemeines Wehklagen erhob sich unter der Einwohnerschaft, als ihr der barbarische Befehl bekannt wurde. Man bat wenigstens um Fristverlängerung, um die fahrende Habe bequemer aus der Stadt schaffen zu können. Aber umsonst. Der Intendant de la Fond ertheilte den Bescheid, man möge das, was innerhalb sechs Tagen nicht fortgeschafft werden könne, hinauf in den Dom bringen, wo es sicher sei, bis sich Gelegenheit finde, es weiter zu schaffen. Nachdem die Bürger schon fünf Tage lang mit Rettung ihrer Habe beschäftigt waren, und schon viele die Stadt verlassen hatten, eröffnete plözlich der General Monclar: der König habe befohlen, dass die ganze Stadt niedergebrannt werde; nur der Dom solle geschont werden. Wer daher seine Habe noch nicht fortgeschafft habe, solle dieselbe in den Dom flüchten, damit sie dort bis nach dem Brande unbeschädigt bleibe.

Es war am 31. Mai 1689, am dritten Pfingsttage, als die menschenleere Stadt an verschiedenen Orten angezündet wurde. Langsam verbreitete sich, bei windstiller Luft, das Feuer von Haus zu Haus. Die Nacht hindurch und den folgenden Tag arbeitete das verzehrende Element still an der Zerstörung. In der zweiten Nacht aber erhob sich ein heftiger Gewittersturm. Nun loheten die Flammen hoch auf, wie tausend feurige Zungen flogen sie über die Stadt dahin, und verwandelten sie in einem Augenblik in ein Feuermeer. Der Morgen des zweiten Juni ging auf über einem rauchenden Schutthaufen, dem empörenden Werke verruchter Staatskunst. Die ganze Stadt lag in Asche, und wo etwa eine Mauer, ein Gewölbe der Gewalt des Feuers widerstanden hatte, das wurde niedergerissen. Zehn Jahre lang lag nun die Stätte öde, da Frankreich die Wiedererbauung der Stadt nicht duldete. Erst nach dieser Zeit begann dieselbe sich wieder allmählig aus ihren Trümmern zu erheben. Die Entschädigung, welche die Stadt für den erlittenen Schaden, den sie auf 3,334,004 Gulden schäzte, von Frankreich forderte, wurde ihr nicht gewährt. Ebenso erhielt das Domcapitel für seinen auf 2,443,400 Gulden taxirten Schaden, aus der Casse des grossen Städte-

verwüsters, Ludwigs XIV., blos armselige 25,000 Livres als Entschädigung.

Noch jezt sind viele Spuren der Zerstörung sichtbar. Das Einzige, was sich daraus erhalten hat, ist das Altpörtel, ein hoher Thurm, welchen Manche für ein Ueberbleibsel aus der Römerzeit halten, und der gegenwärtig als Gefängniss dient. Auch er sollte, wie alle übrigen Thürme, gesprengt werden. Schon waren die Sprenghöhlen mit Pulver gefüllt, und die Schergen harrten blos des Befehles, anzuzünden. Da begab sich der Prior des dicht dabei liegenden Carmeliterklosters mit seinem ganzen Convente zu dem Marschall de Duras, und erlangte durch einen Fussfall die Zusicherung, dass der Thurm stehen bleiben solle.

Die Hauptmerkwürdigkeit von Speier ist der Dom. Den Ursprung des Bisthums kennt man nicht, nur so viel weiss man, dass schon zur Zeit der Frankenherrschaft sich eine Kathedralkirche hier befand, deren Bischöfe von den Königen sehr begünstigt wurden. Als diese Kirche, welche auf den Trümmern eines Dianatempels an dem Ufer des Rheines errichtet war, im Verlaufe der Zeit baufällig wurde, fasste Kaiser Conrad II., der für Speier eine besondere Vorliebe hatte, den Entschluss, statt des alten Münsters ein neues, seiner heiligen Bestimmung würdiges Gotteshaus zu erbauen, und schritt sogleich zu dessen Ausführung. Am 12. Juli 1030, nachdem er desselben Tages Morgens in der Frühe den Grundstein zu dem Kloster Limburg gelegt hatte, kam er mit glänzendem Gefolge nach Speier herab, und legte den Grundstein des neuen Domes, welchen sein Gründer zugleich zur Kaisergruft bestimmt hatte. Nur langsam wegen seiner Grösse schritt der Bau voran. Conrad erlebte dessen Vollendung nicht, empfahl aber seinem Sohne Heinrich III. als heilige Pflicht, das angefangene Werk mit gleichem Eifer fortzuführen. Allein auch Heinrich III. starb, ehe es ihm gelungen war, den Dom zu vollenden, und erst unter Heinrich IV., 1061, wurde der Riesenbau zu Ende geführt, der nun dastand als ein Werk von seltner Pracht, und im Besize von ausserordentlichen Reichthümern und Schäzen, womit die freigebigen Kaiser ihn beschenkt hatten. Ein eigenes Geschik aber schien über dem Dom zu walten. Schon 1159 gerieth er in Brand, wahrscheinlich durch einen Bliz entzündet, da in diesem Jahre viele und schwere Gewitter waren. Gleiches Unglük traf ihn 1289 aus unbekannter

Ursache. Beidemale jedoch war der Schaden nicht von der Art, dass er nicht bald hätte wieder hergestellt werden können. Verheerender aber wirkte das Feuer 1450 in dem hehren Dome. Ein Orgelbauer, der mit Ausbessern der grossen Orgel beschäftigt war, und den Tag über Zinn und Blei geschmolzen hatte, war, beim Weggehen Abends, so unvorsichtig, das Feuer nicht genugsam zu verwahren. Glühende Kohlen fielen in die Hobelspäne; sie brannten, und führten die Flamme zur Orgel, von welcher sich mit Schnelligkeit das Feuer durch das ganze Gebäude verbreitete. Als man Morgens die Feuersbrunst bemerkte, war es zum Löschen zu spät, und beinahe der ganze Dom wurde ein Raub der Flammen, welche so heftig wüteten, dass das bleierne Dach und die Gloken schmolzen, und das glühende Metall die Strasse hinabfloss. Rasch wurde an der Wiederherstellung des Gotteshauses gearbeitet, und schon nach wenigen Jahren erhob es sich wieder in verjüngter Pracht. Aber noch war sein Geschik nicht ganz erfüllt. Bei der Einäscherung der Stadt durch die Franzosen wurde auch der Dom angezündet, in welchem das Feuer um so schneller um sich griff, als es durch die in Menge dahin geflüchteten Effecten der Bürger reichliche Nahrung erhielt, so dass nach zwei Tagen von dem prachtvollen Gebäude beinahe nichts mehr übrig war. Es dauerte nun beinahe ein Jahrhundert, ehe man mit Ernst an die Wiederherstellung des in Trümmern liegenden Tempels denken konnte. Erst 1772 konnte eifrig Hand an das Werk gelegt werden, welches aber nur darum wieder erstanden zu sein schien, um 1794 von den Franzosen aufs Neue verwüstet zu werden. Während den nun folgenden Kriegszeiten diente der Dom als Magazin, und bald drohete ihm gänzlicher Untergang, da er auf den Abriss versteigert werden sollte, als Napoleon ihn der katholischen Gemeinde, nebst mehreren anderen Kirchen, schenkte, um aus deren Veräusserung die Mittel zum Wiederaufbau desselben zu erlangen. Da diese aber bei Weitem nicht hinreichend waren, so musste man die sehnlichst gewünschte Ausführung des Planes bis auf bessere Zeiten verschieben. Diese erschienen, als König Max in den Besiz der Pfalz kam. Bei seiner Anwesenheit in der Pfalz 1816 befahl er, dessen Andenken in den Herzen seiner Pfälzer unvergesslich fortleben wird, den verödeten Dom wieder herzustellen. Nachdem die erforderlichen Mittel dazu aufgebracht waren, begann

alsbald der Bau, der in einigen Jahren vollendet wurde, zwar nicht mit der alten Pracht, aber doch in einer seines Zwekes würdigen Weise *).

Zur Seite des Domes war 1509 der sogenannte Oelberg, eine Art Kapelle von durchbrochener Arbeit, mit einem Kostenaufwande von 3000 Gulden, erbaut worden, der, wenn in der dichterischen Beschreibung desselben von dem Jesuiten Armbruster nicht Manches auf Rechnung der poetischen Exaggeration zu sezen ist, ein Wunder an Pracht und Kunst gewesen sein muss. Das Ganze sollte den Garten Getsemane vorstellen, und war deshalb mit einem künstlich in Stein ausgehauenen Zaun umgeben. In dem Innern erhob sich aus unregelmässig über einander gelegten Felsstüken der Oelberg, auf dessen Gipfel Jesus im Gebete kniete. Am Abhange des Berges lagen die drei schlafenden Jünger. Auf dem Pfade, welcher hinaufführte, sah man Judas an der Spize der Kriegsknechte sich vorsichtig nahen, um seinen Verrath an dem Herrn zu vollführen. Leider wurde bei dem Stadtbrande von 1689 auch dieses Kunstwerk zerstört, das aber auch jezt noch in seinen wenigen Ueberresten auf seine vormalige Pracht schliessen lässt.

Eine besondere Auszeichnung erhielt der Dom durch die in ihm befindliche Kaisergruft. Conrad II. hatte verordnet, dass alle Römischen Könige, die, ohne eine besondere Verfügung, diesseits der Alpen sterben würden, im westlichen Chore des Domes begraben werden sollten. Demzufolge fanden die lezte Ruhestätte in dem Dome acht Kaiser, drei Kaiserinnen und eine Kaiserstochter: Conrad II., Heinrich III., IV., V., der von Otto von Wittelsbach ermordete Philipp von Schwaben, Rudolph von Habsburg, Adolph von Nassau, Albrecht von Oestreich, Conrads II. Gemahlin Gisela, Bertha, die Gemahlin Heinrichs IV., Beatrix, die Gemahlin Friedrichs des Rothbarts, und beider Tochter Agnes. Erhaben war die grosse Todtenfeier, welche der 1308 zum deutschen Kaiser gewählte Heinrich von Luxemburg 1309 im Dome anstellte. Die Leiche Albrecht's von Oestreich, welche seit seiner Ermordung in dem Schweizerischen

*) Ausführliche Nachricht über den Dom, so wie über die Schiksale des Bisthums Speier, findet der Geschichtsfreund in der Monographie von *J. Geissel:* Der Kaiserdom zu Speier. 3 Bde. 1826—28.

Kloster Wettingen beigesezt war, wurde den Rhein herab nach Speier geführt, und zugleich die Leiche Adolph's von Nassau aus dem Kloster Rosenthal herbeigebracht, um unter feierlichem Todtenamte in die Kaisergruft hinabgesenkt zu werden. Zugegen waren der Kaiser und seine Gemahlin, die Wittwen der beiden Todten, und Albrecht's Tochter, die verwittwete Königin Agnes von Ungarn. Und so sah man hier das nie erlebte Schauspiel: drei Könige, den einen in des Lebens voller Kraft, die beiden andern auf der Bahre, und vier Königinnen, drei im Wittwenschleier trauernd, und die vierte mit ahnungsvollem Herzen zum Himmel betend, dass er sie vor gleichem Leid bewahren möge. Friedlich schlummerten nun die Herrscher Jahrhunderte lang in ihrer Gruft, bis auch sie durch die Schergen Ludwig's XIV. in ihrer Ruhe gestört wurden. Was selbst der Sohn der Wildniss mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtet — die Gräber der Todten — das wurde den Soldaten des allerchristlichsten Königs ein Gegenstand der Raubsucht. Am Tage nach dem Brande drangen sie in den Dom, um nach Beute zu suchen, und da sie gehört hatten, die deutschen Kaiser seien hier mit vielen Schäzen begraben, so zerschlugen sie die marmornen Sarkophage, und erbrachen das Grab Albrecht's, dessen Gebeine sie umherstreuten. In ihrer Hoffnung auf verborgene Schäze sich getäuscht sehend, und die weitere Mühe scheuend, liessen sie jedoch die übrigen Gräber unangetastet. Dasselbe empörende Schauspiel aber wiederholte sich in grösserer Ausdehnung in der Revolution, wo die Gräber Rudolph's, Albrecht's und Adolph's, in der Hoffnung, Beute zu finden, von den Franzosen geöffnet wurden.

Zur besonderen Zierde gereicht dem Dome das Denkmal, welches Herzog Wilhelm von Nassau 1824 über der Gruft seines Ahnherrn hat errichten lassen. Vier geflügelte Löwen von grauem Marmor tragen den mit passenden Inschriften gezierten Sarkophag von schwarzem Marmor. Auf dem Sarkophage ruht das von dem Künstler Ohnmacht in Strassburg meisterhaft in feinem weissen Sandstein gearbeitete Bild des Kaisers in voller Rüstung, den mit Krone und Federn geschmükten Helm zu seinen Füssen, in knieender Stellung, mit emporgehaltenen, zum Gebete gefalteten Händen, und das Gesicht dem Hochaltare zugewendet. Der Plan, über dem Grabe Rudolph's ein ähnliches Denkmal zu errichten, ist bis jezt noch nicht zur Ausführung gekommen, doch

darf man seiner baldigen Ausführung entgegensehen, da die Vorarbeiten bereits vollendet sind.

Um den Dom her befindet sich jezt eine geschmakvolle englische Anlage, in welcher sich auf der Stadtmauer das sogenannte Heidenthürmchen erhebt, das eine angenehme Aussicht auf den Rhein und das jenseitige Ufer darbietet. Manche wollen dieses Thürmchen für ein Werk der Römer halten; sein Ruhen aber auf der gewiss jüngeren Stadtmauer weist ihm einen späteren Ursprung an. Ein sonderbares Denkmal der früheren Gebräuche finden wir ebenfalls in der Anlage aufgestellt, wir meinen den Napf, ein grosses steinernes Gefäss, welches ehemals vor dem Dome stand, und die Grenze des städtischen und bischöflichen Gebietes bezeichnete. Der neue Bischof wurde bei seinem Einritte von den Bürgern bis zu diesem Napfe begleitet, wo ihn der Bürgermeister mit den Worten verliess: Gnädiger Herr, allhie geht unser Geleit aus. Hierauf liess der Bischof ein Fuder Wein in den Napf giessen, wovon jeder auf des neuen Bischofs Gesundheit trinken konnte. Ueberdies diente der Napf als Asyl. Wer sich nach einem Verbrechen in ihn geflüchtet hatte, war vor Verfolgung sicher. — Für den Alterthumsfreund hat die Anlage noch ein anderes Interesse, da in derselben das Antiquarium errichtet ist, in welchem die vielen in der Pfalz aufgefundenen Alterthümer aufbewahrt werden.

Die deutschen Kaiser verweilten gerne in Speier, und hielten hier viele Reichstage, unter denen wir, seiner Wichtigkeit wegen, blos den von 1529 namhaft machen, wo am 19. April die lutherischen Reichsstände gegen den Beschluss der katholischen Fürsten, dass alles weitere Reformiren untersagt sein solle, eine kräftige Protestation einlegten, wodurch der Name *Protestanten* entstand. — Das Reichskammergericht, welches sich seit 1526 hier befand, wurde 1689 nach Wezlar verlegt.

Von den vielen ehemals hier befindlichen Klöstern hat sich blos das Kloster der Dominicanerinnen erhalten, welches in der neuesten Zeit wiederhergestellt worden ist, und als Klosterschule für die katholische Jugend weiblichen Geschlechts dient.

Bei Speier verdient auch ein Wort der Erwähnung der sogenannte *Narrenberger*, ein Wein, der bei dem nahen Dorfe *Berghausen* erzielt wird, und hinsichtlich der Güte und Stärke den besseren Weinsorten zur Seite gestellt werden darf.

Beim weiteren Verfolge unserer Wanderung kommen wir durch das Städtchen *Oggersheim,* dessen wir besonders deswegen erwähnen, weil sich hier in seinen jüngeren Jahren Schiller längere Zeit aufhielt, und weil sich hier im dreissigjährigen Kriege der Vorfall mit dem Kuhhirten Hans Warsch ereignete, welcher, da er, bei der Flucht aller andern Bürger, wegen der bevorstehenden Niederkunft seiner Frau, allein zurükgeblieben war, mit dem spanischen Generale Cordova, welcher diesen Umstand nicht kannte, wegen Oeffnung der Thore eine für das Städtchen vortheilhafte Capitulation abschloss. Der General liess, als die Sache sich aufklärte, die Capitulation gelten, und hob noch obendrein das neugeborne Kind des Hirten aus der Taufe. Ausserdem aber ist die schöne Kirche und die darin befindliche Kapelle, welche nach dem Muster der zu Loretto gebaut ist, sehenswerth, und es verlohnt sich darum schon ein kurzer Aufenthalt.

Innerhalb einer Stunde erreichen wir von hier aus *Frankenthal,* eine freundliche Stadt in einer weiten, höchst fruchtbaren Ebene. Ihre Entstehung verdankt die Stadt einem Mönchs- und Nonnenkloster, welche, nach ihrer Aufhebung, Kurfürst Friedrich III. 1562 sechzig protestantischen Familien aus den Niederlanden, welche von den Spaniern vertrieben worden waren, überliess. Die Colonie vermehrte sich durch neue Ankömmlinge nach und nach, und in wenigen Jahren erhob sich hier ein blühendes Dorf, welches Herzog Johann Casimir mit Mauer und Graben versah, und mit Stadtrechten begabte. Kurfürst Friedrich IV. gestaltete die junge Stadt in eine vorzügliche Festung um, die aber im Reunionskriege mit der Stadt von den Franzosen von Grund aus zerstört wurde. Seine glänzendste Periode hatte Frankenthal unter Carl Theodor, welcher Alles aufbot, den gesunkenen Wohlstand der sich langsam wieder erholenden Stadt wiederherzustellen. Unter seinem Schuze entstanden Fabriken und Manufacturen, unter denen sich vornehmlich die Porcellanfabrik einen so ausgebreiteten Ruf erwarb, dass sogar der türkische Sultan ein Tafelservice darin bestellte. Zur Beförderung der Industrie und des Handels legte Carl Theodor den noch jezt benuzten Canal nach dem Rheine an. Alle diese Schöpfungen aber fanden ihren frühen Untergang in der Revolution, und selbst bis jezt noch hat Frankenthal die Höhe nicht wieder erreichen

können, von welcher es durch die Zeitverhältnisse herabgestürzt worden ist.

Unter den öffentlichen Anstalten Frankenthals nennen wir vorzugsweise das Armenhaus, mit welchem seit 1821 eine Irrenanstalt, und seit 1825 ein Institut zur Ausbildung von Taubstummen verbunden ist.

Die Stadt macht durch ihre hellen und breiten Strassen, und ihre schönen Gebäude einen angenehmen Eindruk, und lässt nur bedauern, dass nicht eine grössere Lebhaftigkeit in ihr herrscht. Besondere Erwähnung verdient der reizende, von Bäumen beschattete Spaziergang, welcher sich rings um die Stadt herzieht, und ihr ein heiteres, einladendes Aussehen verleiht.

Wir sind am Ziele, und scheiden hier von dem Leser mit der freundlichen Einladung, selbst zu kommen, und das zu schauen, wovon wir ihm durch das geschriebene Wort nur ein schwaches Abbild zu geben vermochten. Sollten Manche durch unsere Schilderung angeregt werden, den Wanderstab zu ergreifen, und die schöne Pfalz zu durchwandern, um mit allen ihren Schönheiten sich durch eigenes Anschauen vertraut zu machen, und die Wahrheit des von uns Gesagten zu erkennen, so wäre unser Zwek erreicht, und der Verfasser glaubte, kein unnüzes Werk gethan zu haben.